



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2001

**Der Hilfeerfolg in den stationären Hilfen - Ergebnisse der Studie 'Umbau statt
Ausbau' zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt
München**

Kurz-Adam, M ; Frick, Ulrich ; Köhler, M

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-94620>
Journal Article
Published Version

Originally published at:

Kurz-Adam, M; Frick, Ulrich; Köhler, M (2001). Der Hilfeerfolg in den stationären Hilfen - Ergebnisse der Studie 'Umbau statt Ausbau' zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München. Pädagogischer Rundbrief, 51(1):2-12.

Vorwort

Heimerziehung zwischen Elternarbeit und Förderung der Verselbständigung – Einladung zur Diskussion von Zielen und ihrer Erreichung in der stationären Erziehungshilfe

Die Überschrift des Vorwortes sollte eigentlich heißen: Heimerziehung als „strukturelle Konkurrenz zwischen Einrichtung und Elternhaus“, so ein wörtliches Zitat aus dem Artikel von Frau Prof. Dr. Maria Kurz-Adam, die an der Katholischen Stiftungshochschule München, Abt. Benediktbeuern u.a. für die Hilfen für Erziehung zuständig ist, Herrn Dr. Ulrich Frick, Universität Regensburg und Herrn Michael Köhler vom Stadtjugendamt München. Aber wie immer geht es um die Anregung/Fortführung der wichtigen Diskussion über das Kindeswohl und nicht um Provokation. Der Untersuchungszeitraum liegt zwischen 1996 bis 1998, somit sind z.B. Zielformulierungen aus der EVAS-Erhebung noch nicht eingebaut. Sie sind zur Diskussion eingeladen

- Der Artikel von Herrn Dr. Gerhard Nechwatal zur Sprache im Sozialbereich geht auf das wichtigste Medium des Diskurses ein und zeigt auf, wie sehr die verwendete Sprache unser Denken und letztlich unser Handeln bestimmt. Eine lange Version des Artikels erschien in „Unsere Jugend“ 52 Jg. 7 + 8/2000 pp. 335 – 348 aus dem Ernst Reinhardt Verlag, München und Basel und kann über www.geist.de/reinhardt/verlag-D.html heruntergeladen werden.
- Der letzte Artikel dieses Pädagogischen Rundbriefes ist ein Praxisbericht von Thomas Schneider SDB und Robert Rainer SDB aus Pfaffendorf. Es ist eine lebendige Schilderung konkreter Arbeit und täglichen Lebens mit jungen Menschen. Eine Anregung für alle Leser/innen und eine Einladung für alle Praktiker/innen, sich auch mitzuteilen.

Die Herausgeberin

Prof. Dr. Maria Kurz-Adam, Benediktbeuern; Dr. Ulrich Frick, Regensburg; Michael Köhler, München Der Hilfeerfolg in den stationären Hilfen – Ergebnisse der Studie „Umbau statt Ausbau“ Zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München	S. 2
Dr. Gerhard Nechwatal, Rupertsbuch Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des künftigen Umgangs mit der Sprache im Sozialbereich	S. 13
<i>Praxisbericht:</i> Thomas Schneider SDB und Robert Rainer SDB, Maroldsweisach Mit Muskelkraft von Pfaffendorf nach Venedig Alpentriathlon des Jugendhilfezentrums Dominikus Savio	S. 19

Der Hilferfolg in den stationären Hilfen – Ergebnisse der Studie „Umbau statt Ausbau“ zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München

Maria Kurz-Adam
Katholische Stiftungsfachhochschule München,
Abt. Benediktbeuern
Ulrich Frick, Universität Regensburg
Michael Köhler, Stadtjugendamt München

1 Umbau statt Ausbau - Zur Ausgangslage der neuen Steuerung der Erziehungshilfen in München

Im Zuge der Organisationsentwicklung der Stadtverwaltung der Landeshauptstadt München werden in den letzten Jahren Umstrukturierungen des Jugendamtes vorgenommen, deren Ziel die Reformierung und Modernisierung der Jugendhilfe im Sinne einer „modernen und leistungsfähigen Dienstleistungsorganisation“ ist.¹ Dabei sollen nicht nur die einzelnen *Steuerungsbereiche* des Jugendamtes reformiert und neu definiert werden; insbesondere sollen auch die *Leistungsbereiche* der öffentlichen und freien Jugendhilfe im Sinne einer Qualitätsentwicklung und eines zielgenaueren Einsatzes überprüft werden. Vor diesem Hintergrund - und vor dem Hintergrund einer sich zu-spitzenenden Kostenentwicklung in den Erziehungshilfen - hat das Stadtjugendamt München den Auftrag formuliert, die kostenintensiven stationären Hilfen in den Jahren 1996 bis 1998 bzw. 1999 stadtteilbezogen unter jugendhilfeplanerischen und epidemiologischen Gesichtspunkten zu untersuchen und entsprechend begründete Handlungsoptionen zu entwickeln. Diese Studie soll das Ziel unterstützen, den Baustein „stationäre Hilfen“ in eine *Gesamtchau aller Erziehungshilfen* einzubinden und daraus Rückschlüsse für einen inneren, an der Qualität der Angebote und den verfügbaren Ressourcen orientierten Umbau der Leistungsangebote in der Jugendhilfe zu ziehen.

Die Ziele dieses Umbaus sind:

- eine stärkere Verknüpfung der ambulanten, teilstationären und stationären Leistungen für den Einzelfall herzustellen (Jugendhilfeverbund)

¹ Umsetzung des Neuen Steuerungsmodells im Sozialreferat; Beschluss des Kinder- und Jugendhilfeausschusses vom 11. 07. 2000, S. 1.

- die präventive Leistungsfähigkeit der ambulanten Leistungen zu stärken
- die Zuweisungen zu allen Erziehungshilfen zielgenauer und flexibler zu gestalten
- geeignete Verfahren für die Bedarfsorientierung und Überprüfung von Hilfen zu entwickeln
- sozialraumorientierte Hilfezuweisungen und Hilfenetze zu schaffen.

2 Daten zur Analyse der stationären Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München

Stationäre Erziehungshilfen sind seit langer Zeit im Brennpunkt von Analysen und Evaluationen zur Leistungsfähigkeit der Jugendhilfe, insbesondere der Erziehungshilfen. Dies hat vor allem zwei Gründe: zum einen gilt die Inanspruchnahme stationärer Hilfen aufgrund ihrer Kostenintensität als Kennzahl für die gesamte Kostenentwicklung in der Jugendhilfe; zum anderen aber sind gerade die Leistungen der stationären Hilfen als ein Indikator für einen inneren Qualitätswandel der Jugendhilfe zu werten, wie er durch das KJHG angestrebt wurde: Lebenswelt- und Sozialraumorientierung, Familiennähe und -unterstützung der Hilfen sind Qualitätsmerkmale, die den Stellenwert und das innere Bild der stationären Hilfen verändert haben. Vor diesem Hintergrund sind in den vergangenen Jahren die stationären Hilfen intensiv beforstet und evaluiert worden. Die Schwerpunkte der Evaluation wurden im Lauf der Jahre unterschiedlich gesetzt: in den achtziger Jahren, also noch vor Inkrafttreten des KJHG, stand die Frage des Erfolgs der stationären Hilfen vor allem als Frage der *Gestaltung* von Heimerziehung und Heimaltag im Vordergrund – etwa im richtungsweisenden Bericht der Planungsgruppe PETRA von 1988 oder den Innensichten in die geschlossene Unterbringung von Christian von Wolfersdorff und Vera Sprau-Kuhlen²; heute steht, als Folge der durch das KJHG vorgenommenen Einbettung der Heimerziehung in ein ausdifferenziertes Hilfesystem, die Frage des *Hilfeverlaufs* im Hilfesystem vermehrt im Vordergrund. Evaluationsforschung reflektiert die Ausdifferenzierung der Hilfeformen, indem sie sich heute mehr und

² Planungsgruppe PETRA 1988: Analyse von Leistungsfeldern der Heimerziehung? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Frankfurt/Main/New York und Wolfersdorff, Chr. von/Sprau-Kuhlen, V. 1996: Geschlossene Unterbringung in Heimen – Kapitulation der Jugendhilfe? Weinheim/München, 2. überarbeitete Auflage.

mehr als Vergleichsforschung oder als Hilfesystemforschung versteht.³ Allen Ansätzen zur Hilfeerfolgorschung über die stationären Hilfen ist jedoch gemeinsam, dass sie sich immer schon zentral mit der Frage der Indikation zur Heimerziehung beschäftigen: denn in der Frage der Indikation liegt ein Schlüssel für die Legitimation dieser aufwendigen und intensiven Hilfe, die nach wie vor, so zeigen es die jüngsten Zahlen, eine Vormachtstellung im System erzieherischer Hilfen behauptet – 1998 betrug das Verhältnis stationäre Hilfen zu nicht-stationäre Hilfen nach der amtlichen Statistik 2 : 1.⁴

Beispielhaft für vergleichende Ansätze der Evaluation der Heimerziehung in jüngster Zeit sind die Studie zu „Leistungen und Grenzen von Heimerziehung“ (JuLe-Studie) sowie die „Jugendhilfe-Effekte-Studie“ (JES-Studie), die mit unterschiedlichen Ansätzen den Stellenwert und den Erfolg der stationären Hilfen beforscht haben. Gemeinsam ist beiden großen Studien ihr repräsentativer Forschungsansatz: in der JuLe-Studie wurden retrospektiv 284 Akten von teil- und stationären Hilfen von Kindern und Jugendlichen aus insgesamt 6 bundesweit repräsentativ ausgewählten Jugendämtern ausgewertet; von diesen 284 Fällen waren 197 Kinder und Jugendliche ein oder mehrmals in der stationären Erziehungshilfe untergebracht.⁵ In der JES-Studie werden prospektiv 49 Kinder und ihre Familien, die Hilfe nach § 34 KJHG in Anspruch genommen haben, mittels Interviews und Expertenbeurteilungen hinsichtlich des Hilfeerfolgs untersucht. Zugleich verknüpft die JES-Studie damit einen Vergleich zu den Wirkungen der ambulanten und teilstationären erzieherischen Hilfen nach § 28, 30, 31 und 32 KJHG.⁶

Beide Studien legen, so unterschiedlich ihre Forschungsmethoden – und Zielsetzungen auch sein mögen – umfangreiche Ergebnisse zum Hilfeerfolg

in den stationären Hilfen vor und müssen als Bezugspunkt für weitere Evaluationsforschungen im Bereich der Erziehungshilfen gelten. Sie haben jedoch – und dies liegt auf der Hand – mit der Frage der geringen Stichprobenauswahl bzw. Fallzahl zu kämpfen. Bei niedrigen Fallzahlen wird die statistische Unsicherheit, die mit den aus den Daten zu ziehenden Schlüssen verbunden ist, größer. Zudem wird es bei anspruchsvollen Messmethoden schwieriger, das für die Repräsentativität wichtige Prinzip der Zufallsauswahl beizubehalten: die Gefahr steigt, selektive Substichproben zu gewinnen.

Die Ergebnisse aus diesen repräsentativen Studien mit den vergleichsweise niedrigen Fallzahlen bedürfen daher einer Ergänzung und Erweiterung durch Ergebnisse aus *Totalerhebungen* im Bereich der stationären Hilfen, die differenzierte Aussagen über die Erfolge der Hilfeform im Überblick zu geben vermögen. Eine solche Gesamtschau liegt nun für die Landeshauptstadt München vor, die vor dem Hintergrund der Verwaltungsmodernisierung seit dem Jahr 1996 ein umfangreiches Dokumentationssystem zur Inanspruchnahme, dem Verlauf und dem Erfolg aller stationären Hilfen angelegt hat. Erfasst werden darin alle stationären Hilfen nach den §§ 13.3, 19, 21, 27(1), 41, 33, 34, 35, 35a, 27 (2), 42 und 43 KJHG nach Aufnahme, Verlauf und Beendigung. Dieses umfangreiche Controllingsystem über alle unterschiedlichen stationären Hilfen ermöglicht es der Stadt München, nicht nur die reine Häufigkeit und Inanspruchnahme der Hilfen zu beobachten, sondern auch den Hilfeverlauf und den Hilfeerfolg nach Beendigung der Hilfe zu erfassen. Mit diesem Datensatz besteht im Bereich stationärer Unterbringung eine derzeit wohl bundesweit nahezu einzigartige Planungsgrundlage, da sie Inanspruchnahmedaten einer gesamten Region mit Evaluationsdaten zu verknüpfen vermag und sich daraus Folgerungen für die gesamte Planung der Erziehungshilfen ableiten lassen.⁷

Die Datengrundlage

Die Studie basiert auf den vom Stadtjugendamt seit dem Jahr 1996 gesammelten Daten, die mit Hilfe des sogenannten Statistikbogens „Unterbringung in

³ Vgl. hierzu etwa Petermann, F., Sauer, B. und P. Becker 1997: Methoden der Effektivitätsforschung in der Jugendhilfe. Kindheit und Entwicklung 6/1997, S. 10 ff.

⁴ Vgl. hierzu Bürger, Ulrich 2001: Neue Perspektiven und Akzente im Feld der Hilfen zur Erziehung? In: Umbau statt Ausbau – Materialien zur Flexibilisierung der Erziehungsangebote. Landeshauptstadt München, Sozialreferat, Stadtjugendamt. S. 10.

⁵ Leistungen und Grenzen von Heimerziehung (JuLe-Studie) 1998. Hg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart.

⁶ Martin H. Schmidt 2000: Neues für die Jugendhilfe? Ergebnisse der Jugendhilfe-Effekte-Studie. Hg. Deutscher Caritasverband e.V. und vom Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen e.V. Freiburg.

⁷ Dieser Datensatz ist die Grundlage einer vom Stadtjugendamt in Auftrag gegebenen Studie: „Umbau statt Ausbau – Analyse der Inanspruchnahme stationärer Erziehungshilfen der Landeshauptstadt München von 1996 – 1999 – Evaluation der Maßnahmen von 1996 – 1998“, deren Ergebnisse im August 2000 vorgelegt wurden.

Heimen und sonstigen Einrichtungen“ in der Abteilung Familienergänzende Hilfen erhoben werden. Diese Controllingbögen des Jugendamtes sind eng an das Hilfeplanverfahren angebunden.

Sie gliedern sich in:

- einen Aufnahmebogen, der personenbezogene anamnestiche Daten und Hilfedaten *vor* der stationären Aufnahme registriert,
- einen „Verlaufsbogen“, der fallbezogene Daten *nach* der Unterbringung in die Einrichtungen idealiter anlässlich der turnusgemäß erfolgten Überprüfung der Indikation zur Fortsetzung der Maßnahme sammelt,
- einen Entlassungsbogen, der personenbezogene Daten bei der *Beendigung* der Hilfe enthält. Ein Kernstück dieses Beendigungsbogens ist die Evaluation der Hilfe, also Fragen zur Beurteilung des erreichten Ergebnisses der Hilfe-maßnahme.

Für den Zeitraum 1996 – 1998 liegen insgesamt Daten zu über 4000 Fällen vor, wobei die Hilfen nach § 34 mit über 76 % der Nennungen den Löwenanteil bilden, gefolgt von Hilfen nach § 41 (22 %).⁸ Für 2954 Personen ist der Beginn der Maßnahme („Inzidenz“) dokumentiert. 47 % aller Maßnahmen hatten schon vor der Einführung der Falldokumentation begonnen. Beim Beginn der Maßnahme sind 11,5 % der Klientinnen und Klienten unter 6 Jahre alt, 20,8 % sind zwischen 6 und 10 Jahren. Ein gutes Viertel (26 %) der Hilfen setzt im Lebensalter zwischen 11 und 14 Jahren ein, 31,7 % erst im Abschnitt zwischen 15 und 18 Jahren. Immerhin 7,9 % aller Klientinnen und Klienten der stationären Jugendhilfe sind beim Beginn der Maßnahme 19 Jahre und älter.

Die Zahl der Personen, über die ein Entlassungsbogen in diesem Zeitraum vorliegt – also die Zahl der beendeten stationären Hilfen – beträgt 1170. Altersangaben liegen hier zu 1117 Personen vor. Die Hälfte aller Kinder, die die stationäre Hilfe beendet haben, ist unter 15 Jahre alt; die Altersgruppe der unter 6jährigen ist hier mit immerhin noch knapp 10 % vertreten, gefolgt von den 6-10jährigen (15 %), der Anteil der 11-14jährigen liegt hier bei 25 %. Mit 39 % ist die Altersgruppe der 15 – 18jährigen im Sample der beendeten Hilfen am stärksten vertreten; der Anteil der über 18jährigen bei den beendeten Hilfen liegt bei 11 %. Die Verschiebung in die höheren Altersgruppen

gegenüber dem Gesamtsample ergibt sich dabei aus der Hilfedauer.

Die durchschnittliche Dauer beträgt bei allen registrierten 1170 Entlassungen 38,0 Monate (bei einer hohen Standardabweichung von 39,0). Bei den im Alter von 0-5 Jahren in stationäre Unterbringung aufgenommenen Kindern erreicht die Unterbringung eine Durchschnittsdauer von 75,7 Monaten (s.d.=66,5), bei den 11-14jährigen (bei Aufnahme) sinkt sie auf 41,9 Monate (s.d.=31,7). Bei Jugendlichen, die im Alter von 15 bis 18 Lebensjahren in stationäre Unterbringung aufgenommen wurde, dauerte diese Maßnahme dann durchschnittlich 27,0 Monate (s.d.=24,4). Die Abnahme der Unterbringungsdauer mit steigendem Einweisungsalter ist statistisch hochbedeutsam: je jünger die Kinder in die stationäre Hilfe kommen, desto länger dauert diese Hilfe.

3 Der Hilferfolg in den beendeten stationären Hilfen der Landeshauptstadt München zwischen 1996 und 1998

3.1 Evaluationsgrundlagen zum Hilferfolg

Die beendeten Hilfen (N=1170) sind die Grundlage für die Evaluation des Hilferfolgs. Für die Erfassung des Hilferfolgs werden in dieser Arbeit folgende Variablen(gruppen) aus den Erhebungsbögen zugrundegelegt. Diese sind:

- Die planmäßige Beendigung der Hilfe
- Allgemeine Einschätzung der Zielerreichung
- Zielerreichung auf der Ebene der Einzelziele.

Die Einschätzungen der Fachkräfte zu den beendeten Hilfen wurden dabei mit ihren Angaben zum Hilfebeginn der jeweiligen Personen in Verbindung gesetzt. Damit wurde eine Evaluation ermöglicht, die zum einen den Hilfeverlauf abzubilden vermag und zum anderen die reinen Einschätzungsdaten zum Hilfeende mit den Zielen, die zu Beginn der Hilfe gesetzt wurden, zu verbinden und damit zu überprüfen vermag.

3.2 Ergebnisse zum Hilferfolg

Planmäßige Beendigung

Die Ergebnisse unserer Datenanalyse zeigen, dass eine planmäßige Beendigung nur in der Hälfte der Fälle gelingt: in 47,8 % der beendeten Fälle in den Jahren 1996 bis 1998 wurde die Hilfe nach den vorliegenden Angaben explizit „*nicht planmäßig*“ beendet. Dieser Befund kann vielfach interpretiert werden: zum einen können diese unplanmäßigen Beendigungen zu Lasten der Jugendlichen und

⁸ Bei den Angaben zur gewählten Hilfeform waren Mehrfachnennungen möglich.

ihrer Familien begründet werden - eine Argumentation, die häufig mit der Konstruktion des „nicht-kooperativen“ Jugendlichen oder des schwierigen oder gar unwilligen Elternsystems geführt wird. Zum anderen kann diese „nichtplanmäßige Beendigung“ soziostrukturell begründet werden - indem etwa das Ausmaß der soziostrukturellen Belastungen angeführt wird, das in einem Ballungsgebiet wie München ein derart starkes Gewicht erhält, dass es in den Erziehungshilfen kaum mehr aufzufangen sei und sich dann im Scheitern der Hilfeplanung abbildet.

Hinter der Frage der Planmäßigkeit steht aber - und dies scheint im Blick auf die vorliegenden Evaluationsstudien zu den stationären Hilfen bestätigt zu werden - vor allem die Frage nach der *Indikation* und damit die Frage nach der *Qualität des Verfahrens*, das zur Hilfezuweisung und -planung führt. Zu klären ist, inwieweit im Bereich stationärer Unterbringungen tatsächlich eine bedarfsgenaue Abklärung und eine geeignete und transparente Hilfeplanung im Vorfeld der Hilfe erfolgt ist. Auf diese Verfahrensproblematik der Fallabklärung verweist etwa auch die JuLe-Studie, die in nur der Hälfte der Fälle stationärer Unterbringung eine intensive ambulante Beratung durch das Jugendamt findet - ein Befund, der, so die Studie, durchaus verwunderlich ist, „sollte man doch annehmen, dass die Klärung und Vermittlung einer Heimaufnahme Zeit benötigt und in vielen Fällen eine mehrmonatige Beratungsphase in Anspruch nimmt, die im Zusammenhang mit den stark belasteten Familienverhältnissen der Kinder in stationären Erziehungshilfen und der intensiven Suche nach adäquaten Problemlösungsstrategien gesehen werden muss“⁹.

Neben dem deutlichen Hinweis auf die Verfahrensprobleme in der Hilfezuweisung bildet sich in diesem hohen Wert der nichtplanmäßig beendeten Hilfen auch ein Kriterium der professionellen stationären Erziehungshilfe ab, das aus der pädagogischen Tradition eines als Plan konzipierten erzieherischen Handelns entstammt, das - so möchte es das Konstrukt - gleichzusetzen mit dem *Erfolg* des erzieherischen Handelns sei. Denn hinter dem Konstrukt der Planmäßigkeit steht ein Verständnis von Fachlichkeit, das sich allererst durch Reglementierung von Abläufen definiert und damit vor-

schnell Sicherheit vorspiegelt.¹⁰ Damit aber entsteht ein Gefälle zwischen Expertenrolle und Klientenrolle: während die Fachkräfte Planbarkeit mit Sicherheit und Erfolg gleichsetzen, folgen die Kinder und Jugendlichen, die einen Teil ihrer Lebenszeit in Heimen verbringen, ganz eigenen Lebensplänen, deren Regelmäßigkeit sich im ein-fachen professionellen Kriterium der Planbarkeit nicht abbilden vermag und zu unbefriedigenden Enden der Hilfe (im Sinne der Bewertung durch die Fachkräfte selbst !) führt.

Gerade die Frage des Verständnisses von Planbarkeit im Verfahren der Hilfezuweisung und des Hilfeverlaufs ist, folgt man den Ergebnissen der PETRA-Studie oder den jüngsten Ergebnissen der JuLe-Studie, für den Erfolg oder Misserfolg der Hilfe aber von entscheidender Bedeutung: mangelnde Flexibilität der Einrichtungen in Bezug auf den individuellen Hilfebedarf und mangelnde Transparenz in der Zusammenarbeit zwischen Fachkräften und Institutionen im Hilfeverlauf führen im Gefolge zu einem Abbruchmuster mit unterschiedlichen Facetten - permanente Ratlosigkeit der Einrichtung im Erziehungsprozess, plötzliche Hilflosigkeit bei unvorhersehbaren Ereignissen oder langfristige Eskalationen im Erziehungsverlauf führen dann zu Abbrüchen und unplanmäßigen Beendigungen.¹¹ Alle drei Muster verweisen darauf, dass das Kriterium „Planmäßige Beendigung“ immer dann unzureichend bleibt, wenn die Pläne zum Selbstläufer werden und kaum Raum für entsprechende Klärungen und Überprüfungen lassen oder wenn die festgesteckten Konzepte zu wenig Spielraum vorsehen für unvorhergesehene Ereignisse.

Das Kriterium der Planmäßigkeit der Hilfen als Erfolgskriterium bedarf daher einer zweifachen Stützung: zum einen ist es nur dann tauglich, wenn die Verfahren der Hilfezuweisung und -überprüfung mit dieser Hilfe eng zusammengebunden sind und flexibel auf Änderungen reagieren können. Zum anderen aber bedarf es eines Verständnisses von Fachlichkeit, die realistische Zielsetzungen formulieren kann, die sich dem Hilfeverlauf flexibel anpassen können. Bedarfsorientierung der Jugendhilfe wird hier - so zeigt es diese Zahl - zu mehr als einer Worthülse.

¹⁰ Vgl. ausführlich hierzu: Kurz-Adam, M. 1998: Professionalität und Alltag in der Erziehungsberatung. Opladen.

¹¹ JuLe, S. 226 f.

⁹ JuLe-Studie, S. 213 f.

Zielerreichung

Hinsichtlich der Gesamtbilanz für die jungen Menschen zeigt sich in unserer Untersuchung ein gespaltenes Bild. Die gesetzten Ziele vollständig erreicht haben nach Einschätzung der Fachkräfte knapp 21 % der Jugendlichen zum Ende der stationären Hilfe; knapp 29 % haben die Ziele überwiegend erreicht und 27,7 % der Kinder und Jugendlichen haben zumindest teilweise die angestrebten Ziele erreicht.

Dagegen gaben die Fachkräfte bei 21,2 % aller zwischen 1996 und 1998 beendeten Fälle einen „kompletten Fehlschlag“ an: bei fast einem Viertel der Fälle wurde keines der objektiven Ziele (Berufsausbildung, Schulbesuch etc.) und kein Ziel in Bezug auf die Persönlichkeitsentwicklung erreicht; und es ist nach Einschätzung der Fachkräfte von einer insgesamt stagnierenden oder gar negativen Entwicklung auszugehen.

Der Vergleich zu den Ergebnissen der JuLe-Studie¹² ergibt auf den ersten Blick ein für die Landeshauptstadt ungünstigeres Bild: während in dieser repräsentativen Studie die vollständig positive Gesamtbilanz der Fachkräfte hinsichtlich der Zielerreichung bei 46 %¹³ liegt, bilanzieren die Fachkräfte in München nur etwa 21 % der beendeten Hilfen als vollständig positiv (vgl. Tab. 1).

suggeriert möglicherweise einer beurteilenden Fachkraft dann, wenn als Antwortalternative auch eine „überwiegende“ plus eine „teilweise“ Zielerreichung vorgesehen ist, einen strengeren Maßstab, als es die Antwortkategorien der JuLe-Studie vermochten.¹⁴ Fasst man daher aus diesen Gründen die Münchner Kategorien „vollständig“ und „überwiegend erreicht“ zusammen, so ist davon auszugehen, dass beide Studien in etwa zu einem ähnlichen Ergebnis hinsichtlich der Gesamtbilanz kommen: in der Heimerziehung stehen 50 % der erfolgreichen bzw. verhältnismäßig erfolgreichen Gesamtbilanz einer ebenso großen negativen Bilanz gegenüber.

Globalziele und Einzelziele

Die Einschätzung der Globalziele bildet die Grundlage für die Evaluation des Hilfeerfolgs auf der Ebene der Einzelziele, die zu Beginn der stationären Unterbringung von den Fachkräften angegeben wurden. Das Controllinginstrument zum Hilfebeginn hat hier eine breite Palette von insgesamt 54 Einzelzielen für den jungen Menschen angeboten. Die folgende Abbildung zeigt den Zusammenhang auf, der zwischen der Benennung eines konkreten Einzelzieles für die stationäre Unterbringung des jungen Menschen zum Hilfebeginn und der global bewerteten Erreichung des Gesamtpaketes aller Ziele besteht. Die Basisrate bei allen 1170 aus stati-

Tabelle 1: Outcome-Vergleich JuLe-Studie und Stadt München

JuLe		München 1996-1998	
	N	1170	
Zielerreichung	in %	in %	Die Ziele der Hilfeplanung wurden ...
Positiv	46,2	20,7	vollständig erreicht
in Ansätzen positiv	14,7	28,5	überwiegend erreicht
Keine maßgebliche Veränderung	10,2	27,7	teilweise erreicht
Negativ	15,2	21,2	nicht erreicht
Bilanzierung nicht möglich	13,7	1,9	k.A.

Quelle: JuLe-Studie und Stadtjugendamt München

Dieser Vergleich bedarf jedoch der Einschränkung, da beide Studien unterschiedliche Antwortkategorien (sog. „response sets“) für die Fachkräfte bei der Einschätzung des Hilfeerfolges vorsahen: während die JuLe-Studie die Antwortkategorie „positiv“ und „in Ansätzen positiv“ vorgab, setzt das Controllinginstrument der Landeshauptstadt hier strengere Maßstäbe: „vollständige Erreichung“

onärer Hilfe entlassenen Personen ist für die vollständige Zielerreichung (vgl. Tabelle oben) 20,7%, die Basisrate für einen kompletten Fehlschlag liegt bei 21,2%. Je nachdem, ob ein bestimmtes Teilziel benannt wurde, steigen oder sinken diese beiden Raten hoch bedeutsam auf und ab. (Vgl. Tab. 2)

¹² Da bislang nur wenige Ergebnisse der JES-Studie vorliegen, dient die JuLe-Studie im Folgenden als wesentlicher Bezugspunkt für vergleichende Überlegungen.

¹³ Unter Berücksichtigung der Kategorie „Bilanzierung nicht möglich“.

¹⁴ Zur Bedeutung von Antwortkategorien als Information für den Befragten vgl. Sudman, Bradburn & Schwarz 1999: Thinking about Answers - The Application of Cognitive Processes to Survey Methodology, San Francisco.

Tabelle 2: Evaluation der Beendigung stationärer Hilfen (1996-1998; n=1170)

Einzelziel mit jungem Menschen (1. Info)	Ziele der Hilfeplanung: [§]	
	vollständig erreicht	nicht erreicht
Initiativen / Vereine besuchen	41,9	6,5
Haushaltsführung / Selbstversorgung erlernen	34,9	13,9
Abschluss einer Berufsausbildung	31,0	17,6
verantwortlicher Umgang mit Geld	27,3	17,7
Distanz zu Eltern schaffen	27,1	16,7
Elternbeziehung klären	27,0	17,2
Schuldenregulierung	26,7	28,9
Selbstsicherheit im Verhalten üben	26,3	15,6
Freundeskreis aufbauen	26,1	14,5
Hobbies aufbauen	25,8	14,4
realistisches Elternbild entwickeln	25,8	15,9
Eigenverantwortung übernehmen	25,4	17,3
Förderung der Kindesentwicklung (§19)	25,0	15,0
kreative Gestaltung der Freizeit	23,8	15,7
Pflege des Kindes lernen (§19)	23,5	23,5
Hemmungen abbauen	23,5	13,8
Beziehungsgestaltung zum Kind (§19)	21,7	21,7
geregelten Tagesablauf lernen	21,3	22,2
Ernährungsgewohnheiten ändern	21,3	23,0
Körpergefühl entwickeln	20,7	22,3
Basissrate bei allen Entlassungen	20,7	21,2
angemessene Gefühlsäußerungen erlernen	20,5	19,9
Selbstwertgefühl stärken	20,5	20,0
Erziehungsfähigkeit entwickeln (§19)	20,0	28,0
Kommunikation verbessern	19,6	19,0
Umgang mit Erwachsenen	19,3	21,6
Schulabschluss erreichen	19,2	22,4
sonstige Zielvereinbarung	18,8	10,4
konstruktive Konfliktbewältigung lernen	18,1	23,2
Entwicklungsrückstände aufarbeiten	18,0	19,4
Vertrauen aufbauen	17,9	19,8
realistisches Selbstbild entwickeln	17,8	25,0
Nachhilfe nehmen	17,4	17,4
motorische Defizite aufholen	17,2	24,1
Ausdauer / Konzentrationsvermögen verbessern	17,1	21,1
Umgang mit Gleichaltrigen	17,1	19,7
soziale Regeln / Normen lernen	16,8	28,7
Gefühle wahrnehmen	16,5	20,4
positive Arbeitshaltung aufbauen	16,4	22,9
Selbstwahrnehmung sensibilisieren	16,2	20,8
selbstgefährdendes Verhalten abbauen	16,1	42,0
prosoziales Verhalten aufbauen	14,7	28,8
Sprache erlernen	14,7	17,7
Körperpflege / Hygiene lernen	14,6	12,7
delinquentes Verhalten abbauen	14,5	47,0
päd. Bezugsrahmen akzeptieren	14,3	30,5
Gestaltung konstanter Beziehungen lernen	14,2	26,0
Zuverlässigkeit erlernen	13,9	31,0
akzeptable Aggressionsäußerung lernen	13,5	22,5
Schutz des Kindes vor den Eltern	13,3	20,0
Gesetzeskonflikte vermeiden	13,2	39,6
Umgang mit Sexualität	12,6	21,1
regelmäßiger Therapiebesuch	12,2	23,0
suchtbelastetes Umfeld aufgeben	11,1	40,7
fremdgefährdendes Verhalten abbauen	9,1	47,7

[§] Ausmaß der global eingeschätzten Zielerreichung in %, wenn das jeweilige Einzelziel mit jungem Menschen vorgelegen hat (auf 100% fehlende Antworten pro Zeile sind jeweils Angaben zu partieller Zielerreichung)

Quelle: Stadtjugendamt

Frick & Kurz-Adam (c) 2000

Die Streubreite der Ziele ist inhaltlich sehr breit. Es zeigt sich, dass gerade diejenigen Vereinbarungen, die die *Verselbständigung* und eine eigenständige Lebensführung der jungen Menschen in den Blick nehmen – wie etwa Initiativen, Vereine besuchen, Haushaltsführung und Selbstversorgung lernen, Abschluss einer Berufsausbildung, Distanz zu den Eltern schaffen – größeren Erfolg versprechen als etwa emotionale Ziele oder normative Vorgaben, die auf eine Anpassung des Sozialverhaltens abzielen. Gerade diese psychischen und sozialen Anpassungsziele erscheinen – zugespitzt formuliert – als die Orte des Scheiterns der stationären Hilfen. Die deutlichsten Fehlschläge nehmen die Ziele ein, die traditionell das „pädagogische Herz“ der Heimerziehung bilden: mit der Vorgabe, einen pädagogischen Bezugsrahmen zu akzeptieren, tun sich die jungen Menschen schwer, und die sich hinter den Zielformulierungen verbergenden brisanten Gründe der Heimunterbringung – selbst- und fremdgefährdendes Verhalten abzubauen, das suchtbelastete Umfeld aufzugeben oder delinquentes Verhalten abzubauen – scheinen die Ziele zu sein, bei denen der Misserfolg geradezu vorprogrammiert ist. Die „Omnipotenzphantasien“ der Jugendhilfe, dass sie „mit ihren Maßnahmen und Beziehungsangeboten „Ersatz“ leisten könnten für all die „Defizite“, die sich im Lebenslauf der jungen Menschen angesammelt haben“, übersetzen sich an dieser Stelle in rote Zahlen.¹⁵ Gerade diese Zahlen aber sollten als Hinweis für die derzeit intensiv geführte Debatte über eine Verstärkung der stationären Unterbringung im Feld der Bekämpfung von Kinder- und Jugendkriminalität dienen: die Frage nämlich, ob stationäre Hilfen tatsächlich die „stärkere“ und wirkungsvollere Maßnahme sind als etwa niedrigschwellige, in der Familie ansetzende und/oder auf Kooperation zwischen den unterschiedlichen Akteuren setzende Leistungen im Umgang mit der Kinder- und Jugendkriminalität, relativiert sich stark im Blick auf die geringfügige Erfolgsquote der stationären Hilfen bei diesen gefährdeten oder auffälligen Kindern und Jugendlichen.¹⁶

Deutlich wird diese Vormacht einer eher an der Verselbständigung des jungen Menschen orientierten Zielsetzung der Einrichtungen auch an den

vereinbarten Zielen, die den jungen Menschen betreffen: die am Kind bzw. Jugendlichen orientierten Ziele wie etwa Selbstwertgefühl stärken (42 %) oder Eigenverantwortung übernehmen (36 %) werden deutlich häufiger vereinbart als etwa Ziele, die die Klärung und Reflexion der Elternbeziehung (16 %) in den Blick nehmen oder ein realistisches Elternbild entwickeln (13,3 %) wollen.

In der Einschätzung des Hilfeerfolgs bildet sich dann diese Tendenz ab: Ziele, die die Verselbständigung der jungen Menschen in den Blick nehmen, werden nach der Einschätzung der Fachkräfte mit größerer Wahrscheinlichkeit erreicht als etwa das Ziel der Rückführung in die Familie. Diese deutliche Vormachtstellung des Verselbständigungszieles gegenüber einem elternorientierten Rückführungs- oder Integrationsziel ist nur zu einem kleinen Teil durch die Altersverteilung der beendeten Hilfen zu erklären: vor dem Hintergrund der hohen durchschnittlichen Hilfedauer gerade bei den jüngeren Kindern und der Tatsache, dass etwa die Hälfte aller Kinder, die die Hilfe beendet haben, unter 15 Jahre alt ist, ist die Durchschlagkraft dieser bereits zu Hilfebeginn sichtbaren Verselbständigungslogik im Gesamtsample der beendeten Hilfen mehr als erstaunlich. Der Schluss liegt nahe, dass „Verselbständigung“ und „Autonomie gewinnen“ Ziele sind, die – unabhängig von der Altersgruppe – die innere unausgesprochene Botschaft der Heimerziehung nach wie vor mehr beschreiben als eine starke und deutlich sichtbare Elternorientierung. Die von Peter Flosdorf formulierte Maxime „Mit den Eltern erziehen und nicht gegen sie“¹⁷, wird angesichts dieser Überblickszahlen zu einer Forderung, die wohl in der Breite der stationären Hilfen dringender eingelöst werden muss als es – wohl auch vor dem Hintergrund der guten Öffentlichkeitsarbeit mancher vorbildlich elternorientiert arbeitender Einrichtungen – bisher für die Jugendhilfe den Anschein hatte.

Zielsetzungen des Hilfeplans und Elternarbeit der Einrichtungen

Der geringe Stellenwert einer kooperativen Erziehungsarbeit in den stationären Hilfen bestätigt sich im Blick auf die von den Fachkräften des Jugendamtes festgehaltenen Ziele, die zu Beginn der stationären Hilfe mit den Eltern vereinbart wurden –

¹⁵ Vgl. zu dieser Diskussion Permien, H. und Zink, G. 1998: Endstation Straße? München. S. 361 ff.

¹⁶ Vgl. hierzu Lüders, Ch.: Ist Prävention gegen Jugendkriminalität möglich? Ansätze und Perspektiven der Jugendhilfe. Zentralblatt für Jugendrecht. 1/2000, S. 1 ff.

¹⁷ Flosdorf, P. 2000: Mit den Eltern erziehen und nicht gegen sie! Zum Perspektivwechsel in der Jugendhilfe. Pädagogischer Rundbrief 4/2000, S. 2 ff.

also beim Gesamtsample aller uns vorliegenden Hilfen. Der wohl auffälligste Befund zeigt sich hier bereits auf der Ebene, ob *überhaupt* Zielvereinbarungen getroffen wurden: die Eltern werden, so geben es die Fachkräfte an, in die Zielvereinbarungen zu Beginn des Hilfeplans kaum miteinbezogen - in 47 % der betreuten Fälle wird *keine* Zielvereinbarung mit den Eltern getroffen; und in nur 10 % der betreuten Fälle wird die Rückführung explizit als Ziel genannt¹⁸. Diese Daten geben deutliche Hinweise auf die geringe Zusammenarbeit mit den Eltern im Vorfeld der Heimunterbringung. Die geringe Zusammenarbeit mit den Eltern setzt sich auch in den Einrichtungen selbst fort: intensive regelmäßige Elternkontakte (wöchentliche Elternkontakte) zwischen Einrichtung und Eltern bestehen nach Angaben der Fachkräfte des Jugendamtes nur in knapp 6% der Fälle; in 24% der Fälle des Gesamtsamples werden unregelmäßige, und in 18% gar keine Kontakte angegeben. In über der Hälfte der aufgenommenen Fälle gibt es unregelmäßige oder keine Besuchsvereinbarungen zwischen den jungen Menschen und den Eltern. Elternarbeit oder Elternorientierung in der Heimerziehung scheint für die erfolgreiche Arbeit in der Heimerziehung geradezu ein Hindernis zu sein.

Dieser Befund bildet sich auch auf der Ebene des *Erfolgs* der stationären Hilfe bei ihrer Beendigung ab. So zeigt sich nach den im ersten Verlaufsbogen dokumentierte Angaben der Fachkräfte ein teilweise sehr deutlicher Zusammenhang zwischen der Benennung (k)eines Zieles mit den Eltern und dem Ausmaß, in dem die stationäre Hilfe insgesamt als erfolgreich eingestuft wird. Am meisten Erfolgversprechend für den jungen Menschen erscheint es, wenn mit seinen Eltern zu Beginn keine besondere Zielvereinbarung getroffen wurde. In solchen Fällen liegt die Wertung „Ziele vollständig erreicht“ um rund 9 % über der Basisrate aller jungen Menschen. Ansonsten zeigen sich Ziele mit den Eltern als wenig förderlich bis deutlich hinderlich für den Fortschritt in der Zielerreichung mit dem jungen Menschen. Die meisten Elternziele sind mit unterdurchschnittlichen Erfolgsquoten verbunden. Überall dort, wo mit den Eltern eher unspezifische Ziele hinsichtlich deren Lebens- und Beziehungsgestaltung vereinbart worden sind (Konflikt-

bewältigung, Partnerschaftsbeziehung klären, Beratung, Kommunikation verbessern usw.), zeigt sich für die stationär untergebrachten Kinder sogar ein stark unterdurchschnittliches Ausmaß von global eingeschätztem Erfolg (vgl. Tab. 3):

Dass Zielvereinbarungen mit den Eltern eher „behindernd“ als „förderlich“ mit dem Erfolg der stationären Hilfe für ihre Kinder assoziiert sind, kann aus verschiedenen Perspektiven gedeutet werden: Zielvereinbarungen mit den Eltern könnten eher als diagnostisches Datum denn als konkrete Maßnahmenplanung verstanden werden. Nur dort, wo Defizite offensichtlich sind, findet eine dementsprechende Vereinbarung statt (Negativ-Selektion). Die Bearbeitung dieser Ziele erscheint dann in der Folge aber allein schon wegen des geringen Kontaktes zwischen Institution und Elternhaus wenig realistisch. Vieles spricht zudem dafür, dass sich Jugendhilfe bei Zielvereinbarungen mit Eltern anlässlich der stationären Unterbringung ihrer Kinder in der Aura von „Omnipotenzphantasien“ („*Man müsste eigentlich auch!*“), und nicht im Feld konkreter Hilfeplanung bewegt.

Und schließlich bildet sich in diesen Zahlen eine sich selbst erfüllende Prophezeiung ab, die das „Unbewusste“ der Heimerziehung spiegelt – eine lange Tradition der strukturellen Konkurrenz zwischen Einrichtung und Eltern, die begründet ist in der Verbündung zwischen Einrichtung und dem Kind gegen die schädliche und bedrohliche Familie, die aus dem Blick der stationären Hilfe fälschlicherweise zur Außenwelt des Kindes gerät.

Dauer der Hilfe und Hilfeerfolg

Der oben beschriebene Befund einer Vormachtstellung des Zielkomplexes „Verselbständigung“ muss vor dem Hintergrund der *Dauer der Hilfen* interpretiert werden, die auch nach den Ergebnissen der JuLe-Studie den wohl wichtigsten Einfluss auf die Erfolgchancen der Hilfe hat. Auch in unserer Studie ergibt sich, dass die Dauer der stationären Hilfe der stabilste Indikator (vergl. Tab. 4 unten) für den Erfolg ist: Je länger Kinder im Heim bleiben, desto erfolgreicher ist die Hilfe im Hinblick auf Gesamtziele und Einzelziele. Rund 70% der stationären Erziehungshilfen von unter einem Jahr zeigen eine geringe bis negative Entwicklung, während fast 60% der stationären Erziehungshilfen von über einem Jahr deutlich positive Entwicklungen aufweisen (vgl. Tab. 4).

¹⁸ Auch wenn diese Zahlen die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge mit enthalten, bleibt die Rate nichtsdestotrotz beeindruckend niedrig. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge stellen nur einen sehr kleinen Teil des Gesamtsamples dar.

Tabelle 3: Evaluation der Beendigung stationärer Hilfen (1996-1998; n=1170)

Einzelziel mit den Eltern (1. Info)	Ziele der Hilfeplanung: §	
	vollständig erreicht	nicht erreicht
Eltern: keine Zielvereinbarung	29,2	19,8
Eltern: Kinderbetreuung organisieren	25,0	8,3
Eltern: Wohnung sichern	22,7	15,9
Eltern: Arbeitssituation / Berufstätigkeit verändern	22,7	22,7
Eltern: Suchtkrankheit heilen	22,6	9,7
Eltern: Verselbständigung des jungen Menschen	21,3	11,1
Basisrate bei allen Entlassungen	20,7	21,2
Eltern: Eigenes Legalverhalten sichern	20,0	20,0
Eltern: Elternfunktion erfüllen	19,0	19,0
Eltern: Familientherapie	18,8	18,8
Eltern: Rückführung in die Familie	18,1	11,8
Eltern: eigene therapeutische Behandlung	16,7	16,7
Eltern: eigene medizinische Behandlung	16,7	5,6
Eltern: Schuldnerberatung in Anspruch nehmen	16,7	25,0
Eltern: Gespräche in Beratungsstelle	14,3	14,3
Eltern: Scheidung bewältigen	12,9	22,6
Eltern: Wohnumfeld wechseln	12,5	6,3
Eltern: Verständnis für das Kind entwickeln	12,4	17,1
Eltern: Beratungsgespräche in der Einrichtung	12,3	22,7
Eltern: Einkommen sichern	12,0	18,0
Eltern: Bedürfnisse des Kindes wahrnehmen lernen	11,8	18,9
Eltern: Partnerschaftsbeziehung klären	11,8	15,7
Eltern: konsequenten Erziehungsrahmen aufbauen	11,7	23,3
Eltern: Beratung in Anspruch nehmen	8,8	29,4
Eltern: sonstige Ziele	8,6	28,6
Eltern: Konfliktbewältigung verbessern	7,8	23,5
Eltern: Kommunikation verbessern	6,5	21,7
Eltern: Beratungsgespräche im Jugendamt	6,5	32,3
Eltern: Gruppenarbeit	n.z.	n.z.

§ Ausmaß der global eingeschätzten Zielerreichung in %, wenn das jeweilige Einzelziel mit den Eltern vorgelegen hat (auf 100% fehlende Antworten pro Zeile sind jeweils Angaben zu partieller Zielerreichung)

Quelle: Stadtjugendamt

Frick & Kurz-Adam (c) 2000

Tabelle 4: Outcome-Vergleich JuLe-Studie und Stadt München nach Dauer der Hilfe

JuLe		München 1996-1998	
Dauer der Maßnahme ≤ 1 Jahr			
Zielerreichung	in %	in %	Die Ziele der Hilfeplanung wurden ...
positiv	18,8	10,6	vollständig erreicht
in Ansätzen positiv	6,3	14,4	überwiegend erreicht
keine maßgebliche Veränderung	20,8	26,7	teilweise erreicht
negativ	18,8	44,3	nicht erreicht
Bilanzierung nicht möglich	35,4	4,0	k.A.
Dauer der Maßnahme > 1 Jahr			
Zielerreichung	in %	in %	Die Ziele der Hilfeplanung wurden ...
positiv	55,0	25,1	vollständig erreicht
in Ansätzen positiv	17,4	34,4	überwiegend erreicht
keine maßgebliche Veränderung	6,7	28,3	teilweise erreicht
negativ	14,1	11,4	nicht erreicht
Bilanzierung nicht möglich	6,7	0,8	k.A.

Quelle: JuLe-Studie und Stadtjugendamt München

Dieser Erfolgsindikator „Dauer“ ist vielfach interpretiert worden. So wird konstatiert, dass für den Erfolg der Hilfe erst eine gewisse Eingewöhnungszeit in den Lebensraum Heim notwendig ist, die sowohl den Kindern und Jugendlichen als auch der Einrichtung Zeit für eine reflektierte Zukunftsplanung läßt. Das Postulat „Erziehung braucht Zeit“ scheint sich in diesen Ergebnissen abzubilden.¹⁹ Vor dem Hintergrund der hohen durchschnittlichen Dauer der Hilfen und vor dem Hintergrund des vorherrschenden Verselbständigungszieles muss dieser oft als selbstverständlich angesehene „Erfolgsindikator“ genauer auf seine Bedeutung für die Qualität der Heimerziehung untersucht werden. Vieles spricht dafür, dass die schwierigen Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen in ihren Familien und ihrem sozialen Umfeld eine dauerhafte Unterbringung auch nahezulegen scheinen: so müssten – folgert die JuLe-Studie – „die vielschichtigen familialen Konstellationen gesehen werden, die es notwendig machen, dass eine erzieherische Hilfe die Familie ersetzt und/oder einen stabilen Rahmen schafft, um erneute Unsicherheiten für die Kinder zu vermeiden“. Zugleich schränkt die Studie aber auch ein, dass die Frage zu stellen sei „ob denn nicht gerade durch eine gezielte, aber eben leider fehlende Elternarbeit ... eine frühzeitigere und gleichzeitig gelungene Rückkehr in die Familie möglich gewesen wäre“.²⁰

Der Schluss liegt vielfach nahe, dass stationäre Hilfen ihren Erfolg dort suchen, wo er sich ihnen ihrer Organisationsstruktur entsprechend am einfachsten ergibt: als dauerhafter Lebensort scheint die stationäre Hilfe deutlich angemessenere Strukturen bereitzuhalten als etwa im Bereich einer ausgedehnten und im Alltag der Heimerziehung oft noch mühsam installierten kontinuierlichen, nachgehenden, gezielten und konkreten Elternarbeit, die von der Einrichtung mehr organisatorische Beweglichkeit und auch mehr Ressourcen erfordert als nur der gelegentliche Elternkontakt. Im Kriterium „Erfolg durch Dauer“ verbirgt sich – so sehr die schwierigen Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen eine dauerhafte Unterbringung auch nahe zu legen und notwendig zu machen scheinen – auch eine Hilfe- und Organisationsstruktur, die vielfach noch zu wenig flexible Antworten auf ein krisen-

orientiertes, an den Möglichkeiten in der Familie ansetzendes Handeln zu bieten vermag.

4 Der Hilfeerfolg in den stationären Erziehungshilfen – Ansätze zur Qualitätsentwicklung und Flexibilisierung der Heimerziehung

Die vorgelegten Daten zeichnen ein gespaltenes Bild der stationären Hilfen: stationäre Hilfen sind immer dann erfolgreich, wenn sie lange dauern, wenn sie sich in ihren Zielen allererst am Kind/Jugendlichen ausrichten und wenn sie die Verselbständigung des Kindes anstreben. Sie sind dann weniger erfolgreich, wenn sie es mit Familien und deren Kindern zu tun haben, die das Heim als dauerhaften Lebensort nicht akzeptieren können und wollen, wenn sie für die Eltern unspezifische Ziele der Lebensgestaltung formulieren, ohne diese durch entsprechende Intensität des Kontaktes umzusetzen, und stationäre Hilfen sind dann wenig erfolgreich, wenn sie mit unplanmäßigen Ereignissen konfrontiert werden.

In diesem gespaltenen Bild der Heimerziehung erscheint erneut die im Gesetz niedergelegte Diskussion über die Ziele und das Verständnis von Heimerziehung in all ihren Ambivalenzen auf. Als familienorientierte Hilfe erweist sich Heimerziehung, so belegen es unsere Zahlen, weniger erfolgreich als ein am Kind/Jugendlichen ausgerichteter dauerhafter Lebensort mit dem Ziel der Verselbständigung. Dieser Befund macht aber auch deutlich, dass Heimerziehung die im KJHG angestrebten Zielsetzungen nur teilweise in ihre Konzeptionen umgesetzt hat: sie hat wohl eine hohe Zahl an erfolgreichen, am Kind oder Jugendlichen ausgerichteten Verselbständigungskonzepten aufzuweisen, scheint aber weniger häufig über geeignete Instrumente der Elternarbeit zu verfügen. Damit aber relativieren unsere Daten die These oder das Bild von der ausdifferenzierten Hilfelandschaft der Heimerziehung: intensiv elternorientiert arbeitende Einrichtungen sind, so scheint es, noch eher die Ausnahme (und werden deshalb auch in der Fachöffentlichkeit besonders beachtet); wohl aber gibt es eine große Zahl erfolgreich an der Verselbständigung arbeitende Einrichtungen und Konzepte. Nicht zu unterschätzen ist dabei jedoch, dass die Einschätzungen der Fachkräfte des Stadtjugendamtes hier ein Gesamtbild reflektieren, das sich auch einem Verfahren verdankt, das noch zu wenig Differenzierungen zuläßt und die vielen – für

¹⁹ Vgl. JuLe S. 233.

²⁰ JuLe S. 233.

die Controllinginstrumente unsichtbaren – Zwischenräume in der Realität und im Alltag der stationären Hilfen noch nicht ausreichend wiederzugeben vermag.

Unsere Ergebnisse zeigen auch, dass dieses gesplattene Bild des Erfolgs und damit der Konzeptionen der Heimerziehung nicht allein anzulasten ist. Stationäre Hilfen sind Teil eines komplexen Zuweisungs- und Hilfesystems, dem sie auch zu einem guten Teil ihre Qualität verdanken. Stationäre Hilfen können nur erfolgreich sein im guten Zusammenspiel mit den Zuweisungs- und Überprüfungssystemen der Jugendhilfe. Viele abgebrochene Hilfen sind Hilfen, deren Scheitern bereits im Verlauf des Hilfeplanverfahren begründet ist. Viele Zuweisungen in die stationären Hilfen geschehen unter dem Druck der Familienkrisen; es fehlt die Zeit, oft mangelt es an ausreichenden Informationen, und häufig mündet die im Gesetz geforderte Vielstimmigkeit und Flexibilität des Hilfeplans in die Monotonie von Verwaltungshandeln. Nicht zu vergessen bleibt aber, dass auch diese Verfahren, die zur stationären Unterbringung führen, als Reflex der Quantität und Qualität alternativer oder besser gesagt „passender“ und bedarfsorientierter Angebote zu sehen sind. Im Druck von Krisen, die Familien durchleben, erscheint für viele zuweisende Fachkräfte das Netz der ambulanten Hilfen zu durchlässig geknüpft; die stationäre Hilfe wird nach wie vor als verlässlichere und verfügbarere Hilfe für die Lebenssituation der Kinder oder Jugendlichen im Vergleich zu ambulanten Hilfen eingeschätzt.

Daher ist die Frage ihres Hilfeeferfolgs keine Frage, die die Heimerziehung sich nur allein stellen muss: sie ist auch Reflex auf das System der Erziehungshilfen und kann nur von dort aus langfristig weiterentwickelt werden. Das in den vergangenen Jahren geführte Plädoyer für eine Flexibilisierung der Erziehungshilfen hat nicht zuletzt bei den stationären Hilfen eine Schlüsselstellung für die künftige Bewertung von Erfolg und Misserfolg: so notwendig sie auch im Gesamtsystem der Hilfen sein mögen, so sehr ist ihr Erfolg eng verhaftet mit dem „Gesamtarrangement der Hilfe“ und der engen und guten Verzahnung zwischen dem ASD, dem Jugendamt, der Jugendhilfeplanung und dem Spektrum der Jugendhilfeangebote. An dieser Stelle ist an die eingangs beschriebenen Bestrebungen zu erinnern, im Rahmen des Umbaus der Leistungs-

angebote der Erziehungshilfen Bedingungen und Strukturen zu schaffen, die diese Kooperationsformen ermöglichen und damit durch Flexibilisierungen zu einer Verbesserung der Effizienz der Erziehungshilfen beitragen. Das Nachdenken über den Umgang mit der Hilfedauer oder über ein flexibler zu handhabendes Hilfearrangement, wie es etwa im Bereich der Straßenkinder entwickelt wird, ist daher nicht nur Aufgabe der stationären Hilfen. Kooperationen, Flexibilisierungen und die Philosophie des Hilfeplans, in dessen Mittelpunkt die individuelle bedarfsorientierte Ausgestaltung der Hilfe in Form eines kooperativen Zusammenwirkens stehen, scheinen, so zeigen es unsere Befunde, auch nach 10 Jahren KJHG immer noch das Zauberwort zu sein für eine erfolgreiche Gestaltung von Hilfen, die ein Stück des Lebens von Kindern und Jugendlichen begleiten und auch – das ist nie zu vergessen – mit zu verantworten haben.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Maria Kurz-Adam

Katholische Stiftungsfachhochschule München

Abt. Benediktbeuern

Don-Bosco-Straße 1

83671 Benediktbeuern

Tel.: 08857/88-501, - 502

Fax: 08857/88-599

e-mail: kurz.adam@t-online.de

Man unterschätze nicht die „Botenstoffe“ der Sprache.
Es gibt geisthemmende und geiststimulierende Begriffe.

Botho Strauß

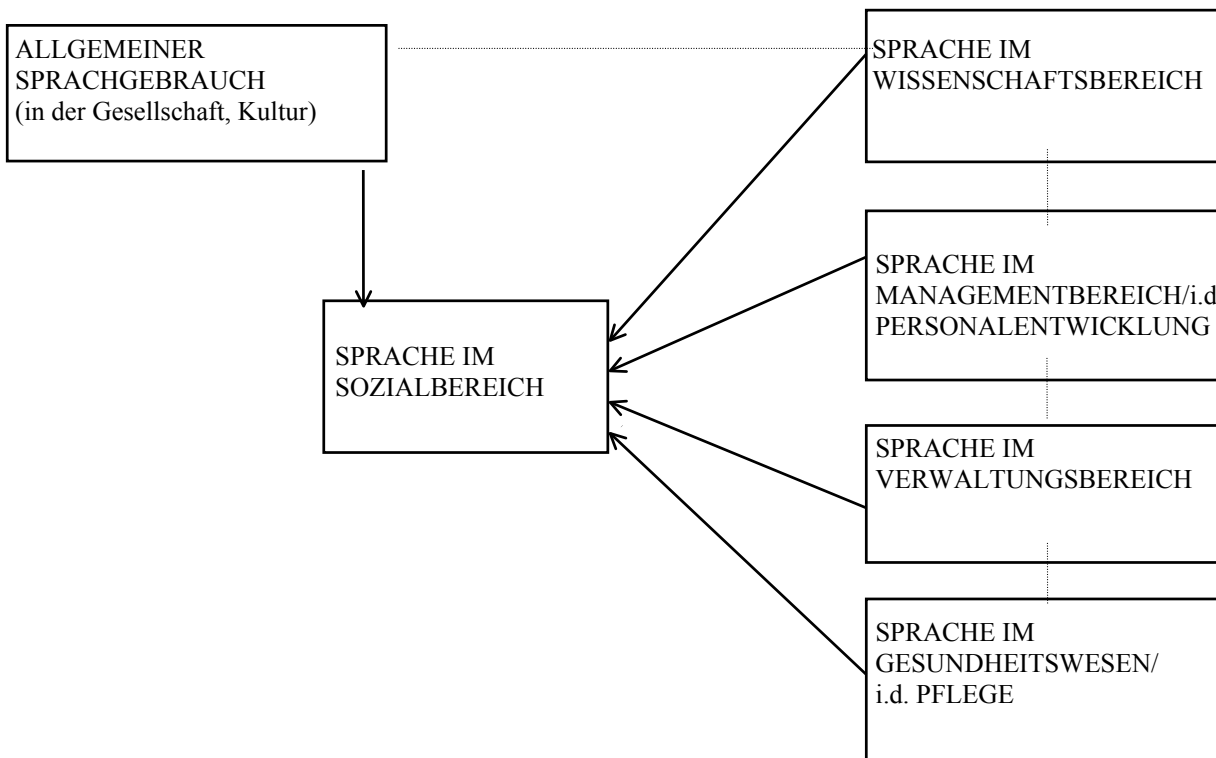
Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des künftigen Umgangs mit der Sprache im Sozialbereich

Gerhard Nechwatal, Rupertsbuch

Die Sprache, die in den Arbeitsfeldern des Sozialbereichs gesprochen, gehört, geschrieben und gelesen wird wandelt sich ständig und beeinflusst in einem erheblichen Maße das Denken und Handeln der dort tätigen Personen. Seit einiger Zeit ist es ein Anliegen des Verfassers dieses Artikels, das Bewusstsein für die Bedeutung der im Sozialbereich benutzten Sprache zu fördern.

In den folgenden Ausführungen wird ohne Anspruch auf Vollständigkeit ein Überblick über eine Reihe von Zielen, welche nach Ansicht des Autors für den künftigen Umgang mit der Sprache in den Arbeitsfeldern des Sozialbereichs handlungsleitend sein sollten, vorgestellt.

Die in diesem Artikel erwähnten Ziele sind auf eine umfassende Untersuchung des derzeitigen Sprachgebrauchs im Sozialbereich zurückzuführen (vgl. NECHWATAL, 2000, 335ff). Im Rahmen einer Analyse der Sprachkultur in diesem Bereich wurde dabei auch der allgemeine Sprachgebrauch, die Sprache im Wissenschaftsbereich, im Management bzw. in der Personalentwicklung, im Verwaltungsbereich, im Gesundheitswesen und in der Pflege untersucht, da diese Bereiche nach Einschätzung des Autors einen erheblichen Einfluss auf die Sprache im Sozialbereich haben. Folgende Darstellung zeigt das Setting der durchgeführten Untersuchung:



Bevor in diesem Artikel auf spezielle Ziele und Empfehlungen für den künftigen Umgang mit der Sprache im Sozialbereich eingegangen wird (vgl. 6.), werden zunächst einige Ziele und Empfehlungen für den Gebrauch der Sprache in den eben erwähnten wichtigen Sprach-Einflussbereichen erwähnt.

1. Ziele und Empfehlungen für den allgemeinen Sprachgebrauch
 - Für den künftigen Umgang mit der Sprache ist es wichtig, die grundlegende Bedeutung der Sprache zu erkennen.¹
 - Eine Analyse der Wortbedeutung hat oft einen erhellenden Effekt. Am Beispiel des Wortes 'Lei-

tung' soll dies verdeutlicht werden: Leitung bedeutet im etymologischen Sinne 'gehen oder fahren machen'. Leiten ist somit ein Veranlassungswort. Das bedeutet, dass die Rolle des Leiters grundsätzlich eine Veranlassungsrolle und keine Durchführungsrolle ist.

- Es wäre wünschenswert, dass die Generation, welche im Zeitalter der Leitbilderpluralisierung erzogen, sozialisiert bzw. ausgebildet wurde, den Respekt vor den Konzepten der 'großen Erzählungen' (LYOTARD) und deren Sprache bewahrt. Dies gilt insgesamt auch für die Wertschätzung all der Generationen, für welche die 'großen Erzählungen' handlungsleitend waren. Es ist sinnvoll, die Konzepte und Sprache der Vergangenheit zu kennen (z.B. MOORS Heilpädagogik- Ansatz), um das Geschehen in der Gegenwart zu begreifen und die Zukunft kreativ gestalten zu können. So zeigt die Beschäftigung mit der Philosophie, dass schon Vieles auf dieser Welt (vortrefflich) diskutiert, reflektiert und beschrieben wurde. Eine (geistes-geschichtliche) Übersicht zu haben, macht bescheiden.^{2 u. 3}
- Nach EPPLER ist ein großer Teil unserer Begriffe von unseren Bedürfnissen und Interessen geprägt (vgl. 1992, 138). Das bedeutet, dass es eine entsprechende Motivation für den Gebrauch von bestimmten Begriffen gibt. Daher ist es ein sinnvolles Ziel, dass ein Gesprächspartner auch dann, wenn er einen bestimmten Begriff seines Gegenüber für wenig geeignet hält, dessen Entscheidung für den Begriff mit einer respektierenden Grundhaltung begegnet.
- Ein erstrebenswertes Ziel für alle Personen wäre die Beibehaltung bzw. Entwicklung einer Sensibilität für die Sprache und deren Veränderungen, ob im gesamtgesellschaftlichen Umfeld oder am Arbeitsplatz (vgl. ebd., 1992, 10). Besonders wichtig wäre es dabei, sprachliche Veränderungen bewusst wahrzunehmen und neue Begriffe und dahinterliegende Konzepte konstruktiv-kritisch, z.B. auf ihren Aussagegehalt hin, zu untersuchen. Eine gute und ausgewogene Bildung beugt nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels einem Hereinfallen auf 'Plastikwörter' und 'hohle Konzepte' vor (vgl. VON HENTIG, 1996, 34).
- Ein weiteres Ziel sollte auch ein ausgewogener Gebrauch von 'harten' und 'weichen' Begrifflichkeiten bzw. ein Bewusstsein für die persönlich-

keitsbedingten eigenen sprachlichen Neigungen sein. Der ausgewogene Gebrauch ist besonders für Personen, die in ihrer Arbeit Führungsverantwortung haben - u.a. wegen der Berücksichtigung von aufgabenbezogenen wie auch personenbezogenen Aspekten - äußerst wichtig.

- Ein Ziel im Zusammenhang mit der Erkenntnis, dass es in der Gesellschaft auch sprachliche Moden gibt, ist die Entwicklung einer gewissen Gelassenheit gegenüber dem Auftauchen neuer sprachlicher Moden. Diese Gelassenheit ist allerdings bei Begriffen, die andere Personen verletzen, entwürdigen oder ausgrenzen, nicht angebracht.
- ZIMMER plädiert für ein flexibles, aufnahmefähiges Deutsch und für eine Beibehaltung der Fähigkeit, fremde Ausdrücke im Deutschen zu assimilieren (vgl. 1997).
- Nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels sollte es bei der rhetorischen Vermittlung bzw. bei Präsentationen bestimmter Inhalte ein erstrebenswertes Ziel sein, die Pole Verständlichkeit und Genauigkeit so weit wie möglich zu integrieren.⁴
- Als gute Orientierungshelfer bei der Unterscheidung zwischen Spreu und Weizen im allgemeinen und fachspezifischen Sprachgebrauch erweisen sich immer wieder sprachensible Wissenschaftler und Autoren, wie z.B. NEUBERGER, GEISSLER, ORTHEY, EPPLER. Von ihnen kann man lernen, hohle Begriffe, Attraktivitätsformeln, Globalfloskeln zu erkennen und den inhaltlichen Gehalt von neuen Konzepten einzuschätzen.⁵
- Das Akzeptieren von Ambivalentem, Widersprüchlichem, Fremdem, Mehrdeutigem, Chaotischem und von 'unmöglichen Gestalten' in der Realität ist grundsätzlich sinnvoll und sollte dementsprechend in der Sprache berücksichtigt werden.

2. Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des Umgangs mit der Sprache im Wissenschaftsbereich

- Nach VESTER ist es angebracht, die 'Verbalisten' in der Wissenschaft, welche künstliche Begriffsgebäude ohne Feedback mit realen Vorgängen geschaffen haben und in denen das Vokabular den Inhalt beherrscht, zu entthronen. Seiner Ansicht nach sollten sich Wissenschaftler des öfteren dem

‘Zwang der Übersetzung’ ihrer im Fachjargon gefassten Erkenntnisse für Nicht-Insider (KollegInnen anderer Disziplinen, Praktiker etc.) aussetzen. Dabei kann seiner Ansicht nach so mancher grundlegender Denkfehler aufgedeckt werden und eine Erarbeitung von Lösungen in einer aufgabenorientierten, nicht disziplin-orientierten Form wäre möglich (vgl. 1997, 482f).

3. Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des Umgangs mit der Sprache im Managementbereich und in der Personalentwicklung

- Hinsichtlich der sich ständig wandelnden Management-Moden wäre nach KIESER für den Interessenten vor der Aneignung der Mode ein kritischer Blick in den Spiegel empfehlenswert, um zu prüfen, ob ihm die neue Mode auch steht. Seiner Ansicht nach wäre mehr Gelassenheit angebracht, denn „wer ständig mit der Mode geht, wird unglaubwürdig, verliert seine Identität. ... Oft genügen kleine Veränderungen, und die alten Klamotten sehen richtig schick aus“ (1994, 223).
- Hinsichtlich der Personalentwicklung ihrer MitarbeiterInnen sollten nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels beispielsweise die Weiterbildungsanbieter der großen Wohlfahrtsverbände aufpassen und nicht vorschnell auf einen chicen Management-Mode-Zug aufspringen, da sich dieser möglicherweise aufgrund seines Menschenbildes nicht mit dem Leitbild des Verbandes vereinbaren läßt.

4. Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des Umgangs mit der Sprache im Verwaltungsbereich

- Nach Meinung vieler Experten sollte sich u.a. die Terminologie der Jugendhilfe stets vorrangig am Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) orientieren. Die Ausführungen des Gesetzes beschreiben ihrer Ansicht nach letztlich die relevanten Pflichtaufgaben für die Kommunen. Im Gegensatz dazu haben z.B. die Berichte und Begriffe der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (KGSt) nur Empfehlungscharakter (Output-Orientierung etc.). In einer Fachdiskussion formulierte ein Finanz-Experte eines Verbandes diesen Aspekt wie folgt: „Warum verwenden Sie in Ihrer Leistungsbeschreibung das in der Jugendhilfe, wie auch in anderen Arbeitsfeldern des Sozialbereichs, problematische Wort ‘Kunde’? Das KJHG verlangt das nicht“.

5. Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des Umgangs mit der Sprache im Gesundheits- und Pflegebereich

- Nach HELMSTAEDTER haben auch die Medien eine gewisse Mitverantwortung im Hinblick auf den Sprachbildungsprozess im Gesundheitswesen bzw. in der Pflege. Die Sprachkultur im Arbeitsfeld der Altenhilfe wird nach Ansicht der Autorin nicht gerade positiv beeinflusst, wenn selbst renommierte Tageszeitungen Begriffe wie ‘Heiminsassen’ oder ‘Altenheimer’ gebrauchen (vgl. 1995, 29). Bedenkt man die vielfältigen Einflussmöglichkeiten, welche die Medien in unserer Gesellschaft haben, so könnte eine Schärfung des sprachlichen Bewusstseins von JournalistInnen bei der Bearbeitung von Themen aus dem Gesundheitswesen eine nicht zu unterschätzende Auswirkung haben.
- JENRICH ist der Ansicht, dass künftig im Bereich des Gesundheitswesens und der Pflege speziell der Begriff ‘Würde’ „dringend mit mehr Inhalt gefüllt werden“ (1998, 3) muss. Für den Autor ist ‘Würde’ in diesem Bereich immer noch ein sehr dehnbare Begriff bzw. ein Wort, das viele Deutungen zuläßt. Verschiedene Beispiele aus der Praxis belegen nach JENRICH auch allzu oft, dass die Würde alter Menschen im Altenpflegeheim „zwar weiterhin im Mund geführt - und doch gleichzeitig mit Füßen getreten wird“ (ebd.; vgl. dazu auch: ZINK, 1999, 33f).
- Ein grundsätzliches Ziel beim Umgang mit der Sprache im Gesundheitswesen und insbesondere in der Pflege beschreibt HELMSTAEDTER wie folgt: „Mit der zunehmenden Professionalisierung der Pflege sollte auch eine sprachliche Kompetenz erreicht werden, die allen Beteiligten – Pflegekräften wie Pflegebedürftigen - gerecht wird“ (1995, 29).

6. Ziele und Empfehlungen hinsichtlich des Umgangs mit der Sprache im Sozialbereich

- Die Zukunft des Sozialbereiches wird nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels auch von der in seinen Arbeitsfeldern benutzten Sprache mitgestaltet werden. Als wünschenswert wird von ihm ein ausgeglichener Sprachgebrauch in Theorie und Praxis erachtet. Begriffe, die sich aus einer rationalen und verwaltungstechnischen Herangehensweise an die Probleme herleiten, sollen in den Arbeitsfeldern des Sozialbereiches ebenso einen Platz haben wie Begriffe, die ihren Ursprung

in der Sprache der geisteswissenschaftlichen Pädagogik oder der Humanistischen Psychologie haben. Ein Aufrechnen der Begriffe nach dem Motto 'harte' Wörter sind effektiver als 'weiche' Wörter ist nicht sinnvoll, da je nach Position in einem Arbeitsfeld (z.B. Sozialpädagoge im Amt oder Sozialpädagoge in einer Heilpädagogischen Tagesstätte) ein schwerpunktmäßig unterschiedlicher Gebrauch der einen oder anderen Begriffe sinnvoll ist.

- Ein Ziel sollte auch eine Integration der „neuen“ Sprache (NECHWATAL) - Management- Vokabeln etc. - in die Arbeitsfelder des Sozialbereichs sein, damit sie dort den ihr zustehenden Stellenwert findet. Dieser Stellenwert wird sicherlich von verschiedenen Personen unterschiedlich gesehen. Nach einer anfänglich inflationären Benutzung der neuen Begriffe, um die Begeisterung kundzutun und um die notwendige Beachtung einzufordern, werden wahrscheinlich von den zunächst oft sonderbar klingenden Begriffen nur noch wenige übrig bleiben. Möglicherweise werden dies dann diejenigen sein, welche sich für die notwendige Arbeit am wichtigsten erweisen.
- Nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels sollten sich die Mitarbeiter des Sozialbereiches hin und wieder die Frage stellen, ob das hinter einem wissenschaftlichen Modell oder Begriff stehende Menschenbild auch zu ihrem beruflichen Selbstverständnis und Berufsethos passt, bzw. ob es überhaupt ihrem Arbeitsfeld angemessen ist. Eine kritische Hinterfragung der Menschen- und Gesellschaftsbilder, welche z.B. in Markt-, Management- und Ökologiekonzepten und in den entsprechenden Begriffen mittransportiert werden, sollte bei aller Übernahmeschnelligkeit und -pragmatik auf jeden Fall möglich sein. Nach STAUB-BERNASCONI sollten die im Sozialbereich arbeitenden Personen speziell für diese kritische Hinterfragung sensibilisiert werden (1991, 42).⁶
- Über die Möglichkeit der Übertragbarkeit von Managementkonzepten aus den Unternehmen der freien Wirtschaft in den Sozialbereich wurde in den letzten Jahren viel diskutiert (vgl. HOEFERT, 1990, 2ff). Eine Übertragung von erfolgreichen Modellen und Begriffen aus diesem Arbeitsbereich, nach einer vorherigen konstruktiv-kritischen Überprüfung, ist nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels sehr begrüßenswert. Allerdings sollten seiner Ansicht nach bestimmte Beg-

riffe bei der Übertragung doch eingehender hinterfragt werden. Ein Begriff wie 'Fertigungstiefe' macht für viele Mitarbeiter des Sozialbereichs keinen Sinn, wirkt sogar abschreckend. Nach Erfahrungen des Verfassers sind Betriebswirtschaftler aus Profit- Unternehmen bei der Übertragung ihrer Begriffe und Konzepte auf andere Arbeitsbereiche vorsichtiger als viele Personen des Sozialbereichs bzw. manche dort tätige UnternehmensberaterInnen.

- Bei der Rezeption von Ansätzen aus der Betriebswirtschaftslehre in die Arbeitsfelder des Sozialbereichs werden nach Ansicht des Verfassers oft zu selten die unterschiedlichen theoretischen Grundlagen dieser Ansätze berücksichtigt. Dies war in ähnlicher Form schon bei der Rezeption der verschiedenen systemtheoretischen Ansätze in diesem Bereich der Fall. Auch hier wurden in der Theorie wie im Angewandten Bereich allzu oft soziale Systemtheorien mit Systemtheorien aus der Biologie etc. vermischt. Ein gut ausgebildeter Mitarbeiter des Sozialbereichs wird bei einer Mixtur von Modellen, welche auf verschiedenen wissenschaftstheoretischen Grundlagen (Kritischer Rationalismus, Kritische Theorie etc.) aufgebaut ist, wie auch bei einer „bunten“ Verbindung von Aussagen aus verschiedenen therapeutischen Ansätzen (Psychoanalyse, Verhaltenstherapie etc.) vorsichtig sein. Die gleiche Vorsicht ist auch bei der Rezeption von verschiedenen Ansätzen aus der Betriebswirtschaftslehre angebracht. Hier sollten nicht 'Äpfel mit Birnen' vermischt werden. Der systemtheoretische Management-Ansatz aus St.Gallen ist etwas anderes als das Harzburger Modell (vgl. dazu: OPPL, 1988, 27ff).
- Ein weiteres Ziel wäre es auch, dass in Zukunft die ökonomischen Begriffe und die dahinterliegenden Konzepte bei der Übertragung in den Sozialbereich neben ihrer betriebswirtschaftlichen Bedeutung auch immer von ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung her gesehen werden. Allzu oft wird nur der betriebswirtschaftliche Aspekt gesehen und die für die Bedeutung des Sozialbereichs so wichtige umfassende Sicht der Volkswirtschaft hintangestellt bzw. übersehen. Wird der 'Nutzen für den Kunden Gesellschaft' betrachtet, erweitert sich dabei beispielsweise der Begriff 'Produktivität', insofern eine Maßnahme auch dann produktiv ist, „wenn sie einen nützlichen Beitrag für das Gemeinwesen erbringt, also dem Wohle des Volkes dient,“ (MITARBEITER

DES EVANGELISCHEN BERATUNGSZENTRUMS MÜNCHEN, 1995, 69). Nach KÖHLER sähe unsere Gesellschaft ohne 'soziale Feuerwehr' wesentlich schlechter aus. Und realitätsfern wären seiner Ansicht nach Spekulanten, die nur auf ein Pferd (den Profit- Bereich, G.N.) setzen würden (vgl. 1995).

- Aus Gründen der Arbeitsökonomie wäre die Fähigkeit, hinsichtlich der neuen Begriffe und Konzepte möglichst schnell 'zwischen Weizen und Spreu' unterscheiden zu lernen, äußerst wichtig. Dies gilt sowohl für einzelne Personen und Teams, wie auch für ganze Organisationen. Es wäre äußerst unökonomisch und demotivierend, z.B. zwei Jahre Arbeit für die Integration eines neuen Konzeptes und seiner Begrifflichkeiten zu investieren (Umstrukturierung, Konzeptumstellung etc.), um dann letztlich zu erkennen, dass dieser Ansatz und seine Terminologie im Grunde doch nicht zur eigenen Person (Grundhaltung etc.) bzw. zur eigenen Einrichtung (Einrichtungsfilosofie etc.) passt, oder für das ganze Arbeitsfeld ungeeignet ist.
- Neben der Empfehlung, dass sich die im Sozialbereich tätigen Mitarbeiter künftig mehr auf ihre Kompetenz, ihr Wissen, ihre Effektivität, ihre methodischen Konzepte (Erfolgskontrolle etc.) besinnen sollten, plädiert der schon eben zitierte MITARBEITER DES EVANGELISCHEN BERATUNGSZENTRUMS MÜNCHEN dafür, dass sie dies alles „allerdings viel offensiver, in ihrer eigenen Sprache tun sollten,“ (1995, 70).
- Ein weiteres wichtiges Ziel stellt nach Ansicht verschiedener Autoren auch ein kompetenter Umgang mit der Sprache von möglichst vielen MitarbeiterInnen des Sozialbereichs dar. Sie sollen nach SCHLÜTER im Rahmen ihrer Parteinahme für leidende, schwache und unterdrückte Menschen die „Waffe“ der vernünftigen Argumentation so gut wie möglich beherrschen (vgl. in: PAPENKORT/ RATH, 1994, 30).
- Verschiedene Untersuchungen aus der Problemlöseforschung (z.B. ROTH, in: DÖRNER, 1992, 262f) legen auch die Verwendung eines differenzierten Sprachstils nahe, der durch Ausdrücke gekennzeichnet ist, die auf Bedingungen und Sonderfälle hinweisen und Hauptrichtungen, Nebenrichtungen bzw. verschiedene Möglichkeiten angibt. Werden absolute Begriffe in einem Arbeits-

feld verwendet, so deutet das nach Ansicht verschiedener Autoren auch darauf hin, dass unflexible Problemlöser mit ungenügenden Instrumenten an die komplexe Wirklichkeit herangehen.

Im Zusammenhang mit dem Thema 'Sprache im Sozialbereich' sei abschließend noch auf zwei Aspekte hingewiesen.

Zum einen wäre es nach Ansicht des Verfasser dieses Artikels interessant und wichtig, diese Thematik weiterhin im Rahmen der Fachdiskussion, z.B. bei Tagungen und Veröffentlichungen, zu behandeln. Zum anderen sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass es für die Beschäftigten in den Arbeitsfeldern des Sozialbereichs auch in Zukunft wichtig sein wird, dass sie eine Sensibilität dafür entwickeln, wann es angebracht ist, gegen die Verwendung eines neuen Sprachgebrauchs entschieden Einspruch zu erheben, diesen Einspruch zu begründen und Alternativen aufzuzeigen, bzw. wann es wichtig ist, mit einem Schmunzeln und einer Haltung der wachen Gelassenheit auf die Einführung neuer Begrifflichkeiten - die oft sehr schnell von anderen abgelöst werden - zu reagieren.

Anmerkungen

1

Auf die grundlegende Bedeutung der Sprache wurde in letzter Zeit des öfteren in der seit einigen Monaten stattfindenden Diskussion über den Begriff 'deutsche Leitkultur' verwiesen (vgl. WIMMER, 2000, 54).

2

In diesem Zusammenhang ist von Seiten der älteren Generation eine Offenheit gegenüber den 'kleinen Erzählungen' und eine Beschäftigung mit diesen durchaus angebracht.

3

Möglicherweise ist das momentane Interesse an der Philosophie (GARDNERs Buch 'Sophies Welt' etc.) ein Beleg dafür, dass auch von der jüngeren Generation ein Verständnis für die 'großen Erzählungen' gesucht wird.

4

Bertrand RUSSEL war hinsichtlich der Möglichkeit einer Kombination von Verständlichkeit und Genauigkeit eher skeptisch (vgl. SPRENGER, 1998, 7).

5

Ein interessantes Konzept für die Analyse der Sprache hinsichtlich Generalisierungen, Tilgungen etc. stellt das von BANDLER/ GRINDER (1981) entwickelte Meta-Modell der Sprache dar.

6

An dieser Stelle sei auch auf die bedenklich erscheinende Totalübertragung des 'homo oeconomicus'- Modells von manchen Pädagogen und Psychologen auf alle Bereiche des menschlichen Lebens verwiesen. Das Verhalten und Erleben einer Person überwiegend auf die Basis einer rationalen Kosten- Nutzen- Abwägung/ - Maximierung zurückzuführen, reduziert das Geschehen um viele interessante Aspekte und ist auch unter Ökonomen - insbesondere nach der Entwicklung des Modells der 'begrenzten Rationalität' durch H.A. SIMONS - umstritten (vgl. HEUSER, 1992).

Literatur

BANDLER, R./ GRINDER, J.: Metasprache und Psychotherapie, Paderborn 1981.

DÖRNER, D.: Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen, Reinbeck bei Hamburg, 1992.

EPPLER, E.: Kavalleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache, Frankfurt am Main, 1992.

HELMSTAEDTER, C.: Wenn „Heiminsassen fertig-gemacht“ werden....Reflexionen über Sprache in der Pflege, in: Pro Alter 1/ 1995, 28- 29.

HENTIG, H. VON: Die Schule zwischen Pflicht und Kür, in: DIE ZEIT Nr.32, 02.08.1996, 34.

HEUSER, U.J.: Ein Ökonom auf Abwegen, in: DIE ZEIT, Nr. 43, 16.10.1992, S. 31.

HOEFERT, H.-W.: Sozialmanagement - Orientierung an industriellen Vorbildern?, in: Soziale Arbeit 39. Jg./ Heft 1 1990, 2-7.

JENRICH, H.: Wort für Wort, in: Altenpflege, 23.Jg.11/1998, 3.

KIESER, A.: Kennen Sie schon das allerneueste Organisationskonzept?, in: Zeitschrift Führung und Organisation, 63. Jg. / Heft 4, 1994, 223.

KÖHLER, M.: Geborgenheit ist gut, Controlling ist besser. Abschied von den Spieltantenträumen - aber wie rechnet sich ein Kindergarten?, in: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, Nr. 214, 16./17.09.1995.

MITARBEITER DES EVANGELISCHEN BERATUNGSZENTRUMS MÜNCHEN: Der totale Service-Ansatz - oder: neue Kleider für den Kaiser?, in: Bayerischer Wohlfahrtsdienst. 47. Jg., Nr. 6/ 1995, 69- 70.

NECHWATAL, G.: Die „neue“ Sprache im Sozialbereich. Eine kritische Sprachkultur- Analyse, Teil I-III, in: Unsere Jugend, 52.Jg 7/8, 9, 10/ 2000, 335- 348/ 387-397 / 441-447. (Teil I dieses Artikels wurde im November 2000 vom Ernst Reinhardt Verlag/ München als Musterartikel zum kostenlosen Herunterladen in seine Homepage - www.reinhardt-verlag.de - gestellt).

OPPL, H.: Sozialarbeit als konstruktiver Störfaktor, in: ULKE, K.-D.: Ist Sozialarbeit lehrbar? Zum wechsel-seitigen Nutzen von Theorie und Praxis, Freiburg im Breisgau 1988.

PAPENKORT, U. / RATH, M.: Braucht Sozialarbeit (-wissenschaft) Philosophie? Bemerkungen zur Philosophie als „Grundwissenschaft“, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 25.Jg., Heft 1/ 1994, 22- 32.

SPRENGER, R.K.: Mythos Motivation. Wege aus der Sackgasse, 15.Aufl., Frankfurt a.M./ New York, 1998.

STAUB- BERNASCONI, S.: Stellen Sie sich vor: Macht, Ökologie und Management wären Konzepte einer Theorie und Wissenschaft Sozialer Arbeit, in: LEWKOWICZ, M. (HRSG.): Neues Denken in der Sozialen Arbeit. Mehr Ökologie - mehr Markt - mehr Management, Freiburg i.Br., 1991, 12- 46.

STRAUSS, B.: Wollt ihr das totale Engineering?, in: DIE ZEIT, Nr.52/ 20.12.2000, 59-61.

VESTER, F.: Neuland des Denkens. Vom theoretischen zum kybernetischen Zeitalter, 10. Auflage, München 1997.

WIMMER, R.: Kultur ist nie Reinkultur. Das „Unwort“ des Jahres und eine notwendige Debatte, in: DONAU-KURIER Nr.300, 30./31.12.2000, 54.

ZIMMER, D.E.: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber, Reinbeck bei Hamburg 1997.

ZINK, D.: Menschen würdig pflegen - Ethischer Anspruch und Chancen zur Realisierung im Spannungsfeld der sozialwirtschaftlichen Rahmenbedingungen, in: Bayerischer Wohlfahrtsdienst, 51.Jg. 5/ 1999, 33- 37.

Anschrift des Autors:

Dr. Gerhard Nechwatal,
Dipl.- Psychologe/ Dipl.- Pädagoge,
85132 Rupertsbuch,
An der Leite 16, Tel.: 08421/ 3424

Mit Muskelkraft von Pfaffendorf nach Venedig
Alpentriathlon des Jugendhilfezentrums
Dominikus Savio

Thomas Schneider, Robert Rainer, Maroldsweisach

Die Erlebnismgemeinschaft

Vom 27.07. bis 19.08. fand eine bisher einzigartige Ferienmaßnahme des Jugendhilfezentrums Dominikus Savio statt. Klar war, dass es nicht primär um Härte, Leistung, Kampf und Thrill gehen kann, sondern die Abenteuerphantasien, die durch Natur-sportarten ausgelöst werden, unterstützend zur Ent-wicklung von Persönlichkeiten dienen sollten. Unsere Zielgruppe hatte jugendhilfespezifische Fehlentwicklungen und Defizite: „erhebliche Aggressivität, massi-ve Grenzüberschreitungen, Angst, Unruhe, psycho-somatische Reaktionen, Unfähigkeit in Grup-pen zu arbeiten, Sexualisierung, Lern- und Leistungs-störungen und damit verbunden starke Selbstwert-zweifel.“²¹ Bereits im Vorfeld wurden durch Aushän-ge die Anforderungen dieser Strecke mit Höhen- (vgl. Abb. 1) und Wegstreckengrafiken (vgl. Abb. 2) be-kannt gemacht und um Anmeldung gebeten. Denn eine gewisse Leistungsfähigkeit, ein Wille zur körper-lichen Ertüchtigung, Mut und Neugier waren unver-zichtbare Voraussetzungen für das Gelingen. Unsere Kinder haben während der Schulzeit durch den Fak-tor Schule eine fortlaufende Konfrontation mit ihrem Minderwertigkeitsgefühlen und Versagensängsten. Für ausreichende kompeten-satorische Erfolge in der Freizeit fehlen personelle und finanzielle Ressourcen in der Einrichtung. Sport ist für viele somit eine Aus-drucksform ihrer finalen Bedürfnisse²² nach Stärke, Leistungsfähigkeit, Geltung und Ansehen. Insgesamt 19 Kinder und Jugendliche hatten sich für diese be-sondere Erlebnis-gemeinschaft²³ gemeldet, nur sechs traten schließlich am 27.07. die handlungsorientierte Lernreise an. Die Motivationsarbeit begann somit im Einsetzen der „Bedürfnisse der Jugendlichen als Ver-stärker“ und im Ansprechen „individueller Stärken und Kompeten-zen“.²⁴ Begleitet und projiziert wur-de diese „europäische“ und „multikulturelle“ Maß-nahme von den beiden Salesianern, dem Freizeitpä-dagogen H. Rainer und dem Kinder- und Jugendli-chenpsycho-therapeuten H. Schneider. Für sie galt das Motto: „Aushalten und Standhalten“²⁵. Unterstützt wurden sie dabei von einem Lehrer, H. Denicolo,

und einer Praktikantin bzw. eines Ehrenamtlichen, die das Begleitfahrzeug betreuten.

Die Verwaltungsgemeinschaft

In der Vorbereitung galt das Prinzip: „Fordern statt Verwöhnen“²⁶. Das Fordern bestand für alle 19 Be-werber in wöchentlichen Waldläufen, einer 6-stündigen Fahrradtour, einer Klettersteigbegehung und einer Canadiertour auf dem Main, ihre Eigenmo-tivation unter Beweis zu stellen und ihren Lebensstil²⁷ zu offenbaren. Ausreden wie – „ist mir heute zu kalt“ oder „das halte ich nicht durch“ selektierten schließ-lich die endgültige Mannschaft und gaben erste wechselseitige Einblicke für die Betreuer bzw. Teil-nehmer in die „emotionale Intelligenz“ der Einzelnen bzw. ihre subjektive Angst-bewältigungsstrategien bzw. Lust-/Unlustreguations-fähigkeit, kurzum in die Schwächen und insbesondere Ressourcen der Indivi-duen. Besonders bedeutsam in dieser Phase war auch die Beobachtung des individuellen Aggressionspegels, der beim Über-schreiten des individuellen persönli-chen Raumes bei unseren Schülern deutlich höher liegt, als bei durchschnittlichen vergleichbaren Gleichaltrigen.²⁸ Wer auch noch im Canadier auf relativ engem Raum mit seinen Abgrenzungsbedürf-nissen klar kam, hatte somit eine günstige Prognose für die endgültige Teilnahme. Zwei weitere Vorberei-tungstreffen, in denen die Teilnehmer über den Cha-rakter der Verwaltungsgemeinschaft²⁹ informiert wurden, runde-ten die Vorbereitungsphase ab. Die Schüler hatten durch das Üben der Routenplanung, des Karten-lesens, des exemplarischen Zusammen-stellens eines Speiseplanes usw. begriffen, dass es um Selbstver-waltung geht statt um ein fremdbestimmtes Versorgt-werden. Wesentlich an diesen Treffen war die Schaffung von Motivation durch „umfassende Beteiligung“, „gezielte Vorinformation“ und das Erbringen von „Vorleistungen“ und „Festlegungen“ durch die Teilnehmer.³⁰

Die Aussprachegemeinschaft

Bereits am Starttag, als alle Größenphantasien sich urplötzlich der Realität des Packens und Satteln der Fahrräder gegenüber sah, zeigte sich die relativ niedrige Frustrationstoleranz und die enormen Versagens-ängste der Teilnehmer. Die intrinsische Motivation bedurfte hier erstmals einer intensiven Motivationsar-beit und Hilfe der Angstbewältigung zur Stabilisie-

²¹ Mastalerz, S. 206

²² vgl. Schmidt, S. 24ff

²³ als Versuch aus dem Aggregat eine solidarische Gruppe zu formen durch Gruppentätigkeit. vgl. Individualpsychologie, S. 324/325

²⁴ Krug, S. 13

²⁵ vgl. Flosdorf, S. 125ff

²⁶ vgl. Cube, S. 48ff

²⁷ Brunner, S. 281ff

²⁸ Fast, S. 55ff

²⁹ vgl. Individualpsychologie, S. 324

³⁰ Krug, S. 13

rung des Selbstvertrauens seitens der Begleiter, damit im Sinne von Heckhausen die Summe der Bilanz von „Hoffnung auf Erfolg“ und „Furcht vor Misserfolg“³¹ sich wieder zu Gunsten der ersten Variablen von Motivation einpendelte. Denn eines war den Verantwortlichen klar, die Aktivitäten per se würden nicht ausreichen, die Motivation zur Erreichung des Fernzieles Venedig aufrechtzu-erhalten. Unsere Jugendlichen waren als klassische Jugendhilfeklienten misserfolgsorientiert und hatten wenig Vertrauen in eigene Kompetenzen und in die Verlässlichkeit der Umwelt. Es galt „Begeisterung zu wecken durch eigene Begeisterung“³². So mussten bereits während des Packens zwei Tln., die wegge-laufen waren, durch den Therapeuten wieder motiviert werden. Die Aussprachegemeinschaft³³ begann somit, indem die aktuellen Lebensprobleme so betrachtet wurden, dass für die Jugendlichen deutlich wurde, dass der jeweilige Fehlschlag nicht nur als res privata angesehen wird, sondern mit und durch die Augen der anderen fängt es an, eine res publica zu sein, die alle angeht. Es galt also die Brille der tendenziösen Apperzeption aufzuheben und eine sachlichere Haltung zu einem Problem einzunehmen.

Die Stützungsgemeinschaft

Mit erheblicher Verzögerung starteten wir vollständig und erreichten nach einer Woche das erste Etappenziel: Hinterriß in der Nähe von Bad Tölz, wo wir nach täglich mehrstündigen Regenergüssen die Fahrräder gegen den Rucksack auf dem Begleitfahrzeug tauschen. Es war ein permanenter Balanceakt, den das Team zu reflektieren hatte, zwischen Langeweile und Überforderung und den jeweils individuellen Ressourcen bzw. gruppenspezifischen Gegebenheiten. In den ersten beiden Tagen lagen wir hinter der Etappenzielplanung zurück und benötigten für die Fahrradstrecke daher einen Tag mehr. Diese Flexibilität war im Vorfeld zeitlich eingeplant, da unsere Jugendlichen mit ihrer geringen Frustrationstoleranz täglich neu auf die Wahrscheinlichkeit des Tageszielerfolges eingeschworen werden mussten und spürbar mit der Zunahme des Selbstvertrauens auch ihr tägliches Streckenpensum von knapp 70km auf relativ ebener, leicht abschüssiger Strecke auf 110 km im Gebirge steigerten. Die Stützungsgemeinschaft³⁴ wuchs weiter heran, in dem jeder einzelne Teilnehmer z.B. als „Tempomacher“, „guter Koch“, „Streit-

schlichter“ etc. für seine Kameraden eine echte Stütze werden konnte. Gemeinsam versuchten wir einzelne immer zu motivieren, in dem sie erkennen lernten, dass „sinnloser Streß, durch dich ausgelöst, ... dir keinen Gewinn“ bringt, sondern dass die jeweilige „individuelle Angst“³⁵ wahrgenommen werden und mit ihr gut umgegangen werden muss.

Die Arbeitsgemeinschaft

Nun ging es über die Alpen weiter, die härteste Etappe war vom Karwendelhaus zum Hallerangerhaus, wo wir zuerst 970 m hoch, 1400 m absteigen und wieder 560 Höhenmeter hinaufgehen mussten, dies mit vollem Marschgepäck, denn a.) konnten wir uns ja keine Verpflegung auf den Hütten leisten und b.) galt es das pädagogische Ziel im Auge zu behalten, nur mit Muskelkraft und mit einfachsten Mitteln der Übernachtung und Verpflegung das große Ziel zu erreichen. Täglich wollten die Teilnehmer mehrmals aufgeben, jeder hatte seinen Tiefpunkt und war immer wieder mit den Versagensängsten konfrontiert. Die stolzen Gesichter am Abend des Tageszieles belohnten die Betreuer für allen Ärger und Wut, die sie tagsüber ertragen mussten. Das Selbstvertrauen der Teilnehmer nahm zu, auch wenn das Veränderungsparadoxon für die Betreuer im Verlauf der Maßnahme sich immer deutlicher wahrnehmen ließ: Je mehr Kraft und Zeit wir für den obigen Veränderungsprozess aufwendeten, desto mehr Widerstand wurde ihm seitens der Teilnehmer auch entgegengebracht. Es war vor allem Aufgabe des Therapeuten, den Teilnehmern ihre Aggressionen untereinander und auf die Betreuer und gegen sich selbst dahingehend zu deuten, dass eine persönliche Entwicklung immer auch heißt, alte und lieb gewordene Gewohnheiten und Selbstbilder aufzugeben, Sicherheit mit einem gewissen Ausmaß an Risiko zu tauschen und den daraus resultierenden Seelenschmerz auszuhalten.

Die Teilnehmer waren nach wenigen Tagen mit einer weiteren Not psychisch belastet, die Zigaretten waren ausgegangen, Nachschub konnte jeweils nur mit „Schnorren“ beschafft werden, was sich streckenweise als extrem schwierig bis vergeblich herausstellte. Hinzu kam, dass das Wetter noch schlechter wurde und die Schneefallgrenze rapide sank. Wir waren somit aus Sicherheitsgründen gezwungen, die Route zu ändern und früher als geplant die Rucksäcke gegen den Canadier zu tauschen um auf der Piave das Ziel zu erreichen.

³¹ Krug, S. 12

³² Krug, S. 13

³³ vgl. Individualpsychologie, S. 324

³⁴ vgl. Individualpsychologie, S. 324f

³⁵ Krug, S. 14

Die Motivation musste somit stärker mit der Befriedigung oraler Bedürfnisse gestützt werden. „Lob, Anerkennung, Zuwendung und Nähe“³⁶ aktivierten die notwendigen Kräfte zum weitermachen. Auch dieses zweite Etappenziel wurde mit einem Pizza-essen „gemeinsam gebührend“³⁷ gefeiert. Der anhaltende Dauerregen und die relative Kälte für diese Sommerjahreszeit zwang uns – entgegen unserer Absicht nur zu Zelten – ein festes Quartier mit „Wärme“ und „kuscheliger Geborgenheit“ aufzusuchen. Diese erfahrene spontane Hilfsbereit- und Gastfreundschaft war für unsere Jugendlichen mit zahlreichen Ausgrenzungserfahrungen ein weiteres irritatives Moment ihres Selbstkonzeptes, insbesondere auch deswegen, weil uns wirklich fremde Menschen (Pfarrhäuser, Seminare und Klöster) spontan aufnahmen und uns nahezu kostenlos versorgten. Zugleich war es eine besondere Erfahrung, auch im Sinne Kurt Hahns, der Völkerverständigung „in einer Charakterbildung, die den Blick auf den Dienst am Nächsten richtet und in der Übernahme von Verantwortung“ sieht. Besonders als wir nach positiven Erfahrungen die Jugendlichen selbst auf Quartiersuche schickten, gewissermaßen zur Prävention und zugleich als Kurativ der „Spektatoritis, die Zuschauerkrankheit, die auf fehlende Selbstinitiative und auf die Übernahme von nicht erlernter Verantwortung zurückzuführen ist“³⁸, die hier insbesondere für die gesamte Gruppe aber zwingend wahrzunehmen war.

Das Canadierfahren auf der Piave stellte sich als sehr abwechslungsreich heraus und kräftezehrend. Wildwasser II, Wurzelwerk und Felsenbrocken erforderten konzentriertes Arbeiten und vor allem Unterordnung und Vertrauen in den Bootsführer im Heck. Ein Kentern blieb dennoch nicht immer aus und das Flottmachen des Bootes danach stellte sich als extrem anstrengend heraus. Aber auch an den Stellen seichteren Wassers musste das Boot streckenweise zu Fuß im Flussbett begleitet werden, da es sonst stecken geblieben wäre oder es musste an den Wehren umgetragen werden. Die Illusion einer gemütlichen Abfahrt aus dem Gebirge in Richtung Jesolo stellte sich als bald als nüchterne anstrengende Arbeit heraus, wenngleich in wunderschöner Landschaft. Nach zwei Tagen gaben drei der sechs Teilnehmer jedoch auf, die Anforderungen des Wildwasserfahrens drohten ihre psychischen Kräfte zu überfordern. Auch die physischen Kräfte eines Teams waren durch ein Leck

des Bootes und dem daraus resultierendem häufigen Umdrehen des Bootes aufgebraucht. Das Team entschloss sich, erneut auf die Fahrräder zu wechseln, auf denen sich alle Beteiligten ausreichend selbstsicher waren. Die gemeinsame Erreichung des Zieles – also das subjektive Erfolgserlebnis – war immer höher zu bewerten, als die vereinbarte formale Route und Transportmittel. Die restliche Strecke wurde so am Ufer der Piave Richtung Jesolo zurückgelegt. In Jesolo hatten wir für drei Tage unsere Zelte aufgeschlagen. Am zweiten Tag fuhren wir nach Venedig.

Auf dem Marcusplatz wurden die Siegesurkunden ausgeteilt. Außerdem erhielt jeder Teilnehmer noch ein bedrucktes T-Shirt mit der ursprünglich geplanten Route. Das Hauptziel aber war erreicht, jeder hatte es mit Muskelkraft und einfachstem Lebensstil erreicht. Doch „plötzlich“ schlug die Stimmung um, ein hohes Aggressionspotential und massive Entwertungen der Betreuer und der erhaltenen Siegestrophäen setzte ein. Ein Tln. versuchte noch während der Übergabe sein T-Shirt an eine Touristin zu verkaufen. Die eigene Minderwertigkeit war mit dem objektiv erreichten Ziel real konfrontiert. Menschen, die sich sonst verstecken, in Subkulturen einigeln, werden auf einem solchen Platze öffentlich gewürdigt. Ihre „neurotische Disposition“ zwang die Tln., diese „Umweltreize in einer vorprogrammierten Weise zu beantworten“³⁹. Erst nach einer ca. zwei stündigen Pause mit freiem Ausgang, also ohne Zwang zur Nähe, wirkten die „Sieger“ wieder heiter und gelöst. Ursächlich dafür aber war insbesondere die „Appellationstendenz“⁴⁰ also der systematisierte Versuch, durch Betteln um Zigaretten, also dem „Mittel der Schwäche und Hilflosigkeit“ an den Großmut der Bevölkerung zu appellieren und das eigene vertraute Selbstbild wieder herzustellen und sich somit wieder sicher zu fühlen. Nur wenige hatten den Mut, das T-Shirt an diesem Tage zu tragen und ihrem Stolz auch Ausdruck zu verleihen. Es dauerte noch Tage, bei zwei Tln. war es erst nach der Ankunft zu Hause möglich, diesem Gefühl des Stolzes Raum und Ausdruck zu geben. Was sie selbst nicht zu glauben wagten, hatten die Teilnehmer erreicht.

Ein Teil fuhr mit dem Zug zurück und eine kleinere Gruppe absolvierte die Strecke mit unserem Begleitfahrzeug. Zu Hause galt es aufzuräumen und sich gründlich auszuschlafen.

³⁶ Krug, S. 14

³⁷ Krug, S. 14

³⁸ Mastalerz, S. 209

³⁹ Brunner, Titze, S. 355

⁴⁰ Brunner, Titze, S. 34f

Zusammenfassung von Eindrücken einer partiellen „Weggemeinschaft“⁴¹

Dieses Erfolgserlebnis wurde somit zu einer „paradoxen Intervention“⁴² bzw. „Antisuggestion“⁴³ für die weitere therapeutische Arbeit im Jugendhilfzentrum. Es war nur ein erster Versuch, den Jugendlichen ihr Vertrauen in ihre eigene „schöpferische Kraft“⁴⁴ zurückzugeben, die ihnen durch ihre Lebensbiografie unzureichend verfügbar wurde, das war uns allen klar. Es war ein wichtiger Schritt zur Veränderung psychosozialer Einstellungen und Haltungen, die in neuer Qualität erlebt, erfahren und reflektiert wurden, „die einen bewussteren und behutsameren Umgang mit sich, den anderen und der materiellen Welt“ ermöglicht und gefördert haben.⁴⁵ Ein eigenes Tagebuch, das aufgrund des schulischen Charakters nicht von den Teilnehmern, sondern von den Betreuern geführt wurde, war neben zahlreichen Photos eine schöne Erinnerung. Damit der Stolz über die erbrachte Leistung und die dahinterliegenden Erfahrungen nicht zu schnell in Vergessenheit gerieten, wurde am Beginn des neuen Schuljahres eine weitere öffentliche Siegerehrung durchgeführt. Alle Heimbewohner waren dazu eingeladen worden und die Teilnehmer konnten unter Ihresgleichen ihren Stolz zeigen und die Wertschätzung entgegennehmen, die sichtbar wurde durch die Überreichung von einer Trophäe mit jeweils einer Silbermedaille für Fahrrad, Wandern und Bootfahren. Die insgesamt ca. 300 Photos wurden in Etappenzusammenfassungen über drei Monate in der Einrichtung im Schaukasten „zum Nachbestellen“ ausgestellt. Es war nur ein kleiner, nicht einsamer, aber wichtiger Schritt in die Resozialisierung.⁴⁶ Ein Teilnehmer z.B. begann im neuen Schuljahr eine videogestützte Trainingsmaßnahme zur Steigerung seiner Sozialen Kompetenz, die Voraussetzung war dafür das Vertrauen in die eigene Veränderungsfähigkeit und das Zutrauen in den Therapeuten, ihn gut zu begleiten.

Den Spendern und Firmen, die diese Aktion unterstützt haben, sagen wir hiermit nochmals Dank, ohne ihre Hilfe wäre eine solche Maßnahme im Rahmen der Jugendhilfe nicht finanzierbar gewesen, trotz der Tatsache, dass zwei Salesianer Don Boscos ihre „Dienstzeit“ ehrenamtlich eingebracht haben.

Anschrift der Autoren:

Schneider Thomas SDB, Robert Rainer SDB,
Praxis für Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie
Langer Weg 3

96126 Maroldsweisach/T.: Pfaffendorf

Tel.: 09535-188-369 / Fax.: 09535-188-378

e-mail: ths.sdb@t-online.de

Literaturverzeichnis:

- Ansbacher, H.; Ansbacher, R.: Alfred Adlers Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung seiner Lehre in Auszügen aus seinen Schriften., Ernst Reinhardt Verlag, München, 1995, 4. erg. Auflage
- Brunner, R.; Titzek, M.: Wörterbuch der Individualpsychologie, Ernst Reinhardt Verlag, München, 1995, 2. Aufl.
- Cube, F.: Fordern statt Verwöhnen – Die Erkenntnisse der Verhaltensbiologie in der Erziehung; in Hubertus Junge (Hrsg.): Zwischen Fordern und Gewähren, Lambertus, Freiburg im Breisgau, 1992
- Flosdorf, P.: Aushalten und Standhalten – Wandel der Bedingungen und Perspektiven der Alltagsbewältigung in der Heimerziehung; in Hubertus Junge (Hrsg.): Zwischen Fordern und Gewähren, Lambertus, Freiburg im Breisgau, 1992
- Krug, W.: Mensch, du wirst doch nicht aufgeben!“ Zur Motivation schwieriger Jugendlicher in der Erlebnispädagogik; in: Katholische Sozialethische Arbeitsstelle e.V.: Jugend & Gesellschaft, Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention, 1/1998,
- Mastalerz, D.: Der Kick im Alltag – Erlebnispädagogik im Raphaelshaus Dormagen; in: Verband katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik e.V.: Leben Lernen, Beiträge zur Erziehungshilfe, Bd. 17, Lambertus, Freiburg im Breisgau, 1998
- Müller, A.; Schuh, G.: Der Heilpädagogische Spiel-Sport – Ein Konzept für die psychomotorische Arbeit im Heim; in: Verband katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik e.V.: Leben Lernen, Beiträge zur Erziehungshilfe, Bd. 17, Lambertus, Freiburg im Breisgau, 1998
- Nickolai, W.; Quensel, S.; Rieder, H.: Erlebnispädagogik mit Randgruppen, Lambertus, Freiburg im Breisgau, 1991, 2. verb. Aufl.
- Schmidt, R.: Kausalität Finalität und Freiheit – Perspektiven der Individualpsychologie, Ernst Reinhard Verlag, München, 1995
- Süddeutsche Provinz der Salesianer Don Boscos: Jugendpastoralkonzept, Don Bosco Verlag, 1990

⁴¹ Jugendpastoralkonzept, S. 18

⁴² Brunner, Titze, S. 365f

⁴³ Brunner, Titze, S. 31f

⁴⁴ Brunner, Titze, S. 416f

⁴⁵ vgl. Müller, Schuh, S. 200

⁴⁶ vgl. weitere Bsp. in: Nickolai, Quensel, Rieder

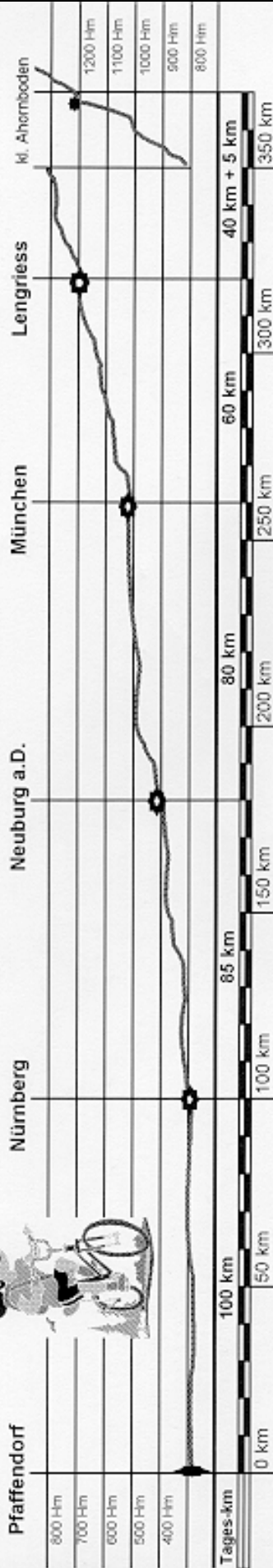
Tourenprofil Sommerprojekt 2000

Stand: 16. Mai 2000

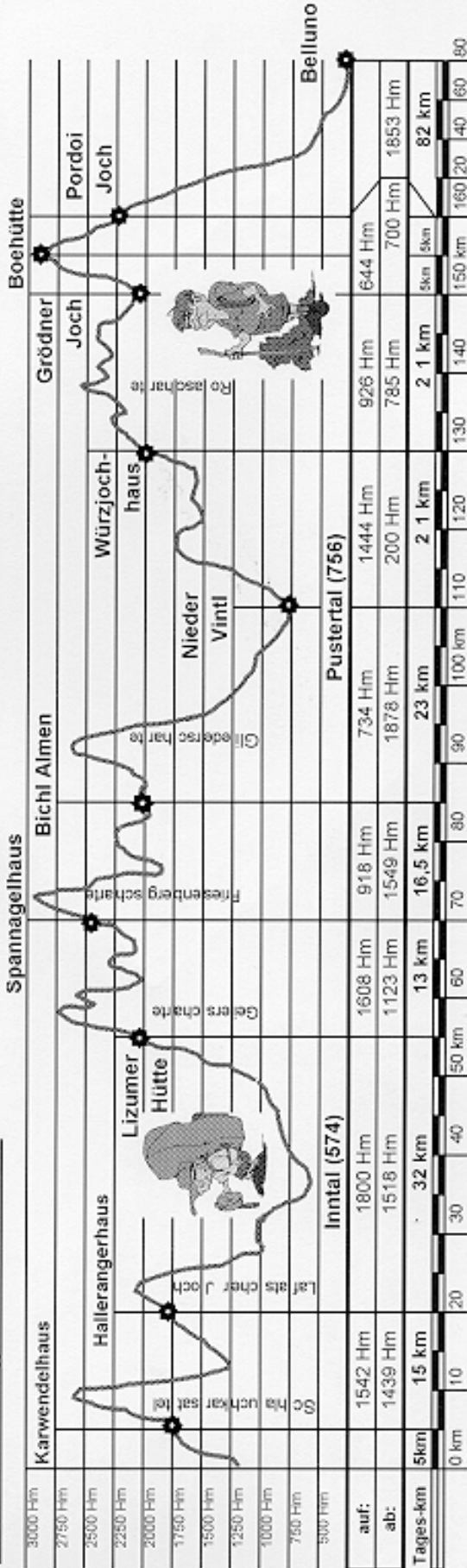
Radfahren



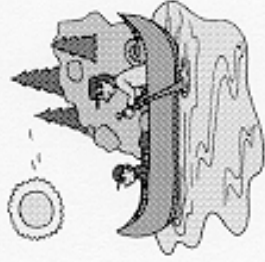
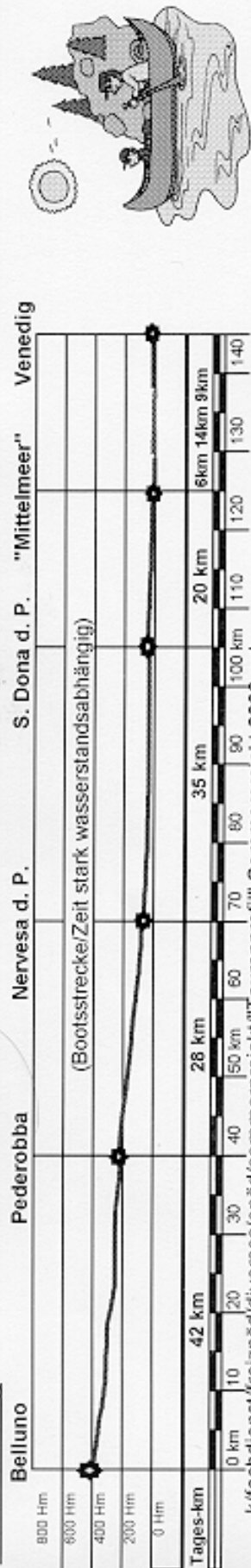
Pfaffendorf

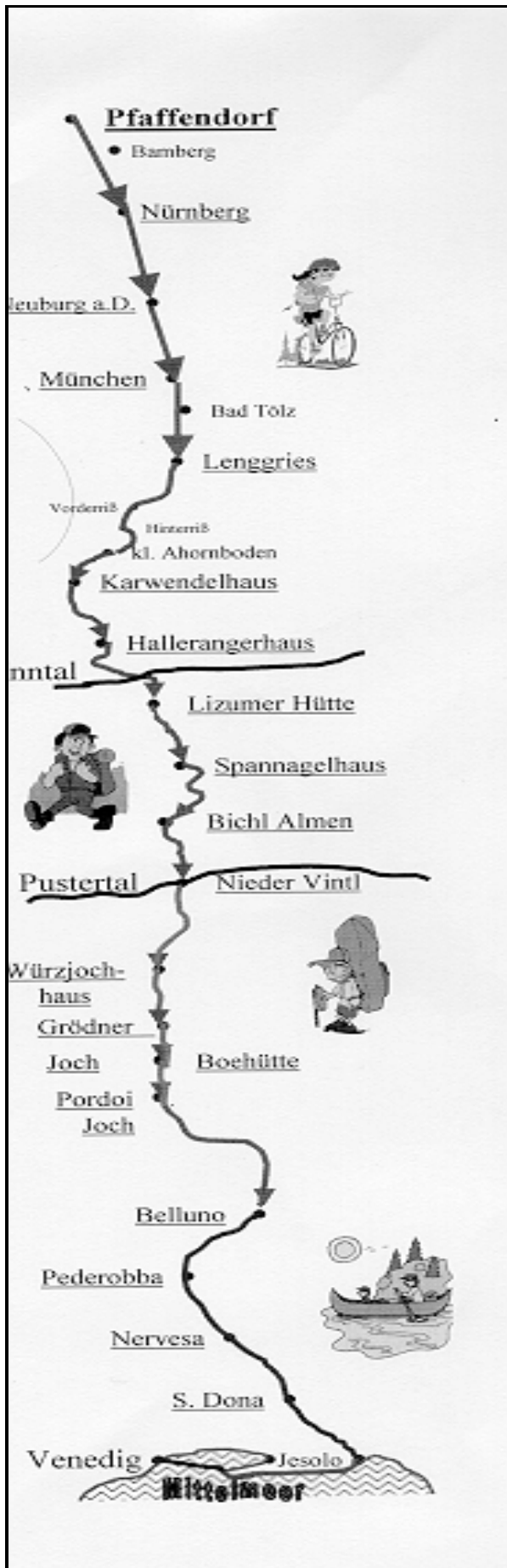


Wandern + integriertes Radfahren



Flußbefahrung





Erscheinungsort: 80336 München . Lessingstr. 1

Telefon 089/54497-251, Fax.: 089/5328028

e-mail: lvke.m.heckel@caritas-bayern.de

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Verantwortlich: Dr. M. Deuerlein

Referat Heimerziehung beim Landesverband Katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik in Bayern e.V.

Preis: jährl. 20,- DM, Einzelheft 5,- DM; zzgl. Porto

Konto: LIGA München 216 52 44, BLZ 750 903 00

Druck: Druckerei Menacher Augsburg